Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964
1935

93 (20.4.1935) Zweites Blatt

Visual Library

Nr. 93
Zweites Blatt

Durlacher Tageblatt

Samstag
20 April 1935

Umschau.

Pharisäertum gegen Deutschland. — Das Palaver von Genf. — Neues Schutzmittel für die Nutznießer des Versailler Diktats.

):(Durlach, 20. April.

Im Mittelpunkt der diplomatischen Aktionen steht Deutschland, weil es sich nun aktiv mit der durch die Schanddiktate geschaffenen Lage in Europa auseinandersetzt. Von Frankreich und von dem einst so revisionsfreudigen Diktator Italiens, Herrn Mussolini wird alles getan, um die Wirkung des Versailler Diktates irgendwie weiter zu sichern, d. h. um Deutschland und das deutsche Volk, das ja weite Gebiete über unsere Grenzen hinaus bewohnt, niederzuhalten, und um unsere Souveränität auf alle mögliche Weise zu beeinträchtigen. Das geht heute freilich nicht mehr so leicht, wie das in Versailles geschah. Wollte man denselben Weg einschlagen, so müßten die Italiener und Franzosen marschieren, d. h. gleich den Krieg mit uns beginnen, um so auf die wirksamste Weise das Aufbauwerk des nationalen Deutschlands zu vernichten. Das werden sie nicht tun, weil sie wissen, daß sie in diesem Fall auf den Widerstand eines bis zum Aeußersten entschlossenen Volkes stoßen würden und weil sie die deutsche Kraft vom Weltkrieg her, wo es ja nur gelang, mit Hilfe von rund 25 Verbündeten und mit dem Geld und der Waffenindustrie Amerikas uns niederzuwerfen, gründlich kennen.

*

So versucht es Paris und Rom auf anderem Weg. Es sucht — sprechen wir das ganz offen aus — Deutschland aufs neue einzukreisen, es aufs neue mit Hilfe des Völkerbunds unter das Versailler Diktat zu zwingen, und man nimmt Verbündete und Freunde daher, wo man sie nur irgendwie zu finden glaubt. Man setzt dazu den unwahrhaftigsten Propaganda-Apparat gegen uns in Bewegung, denn das was Lloyd George den Franzosen auf ihre Klageschrift an den Völkerbund gesagt hat, ist wahr und richtig. Diese Schrift, welche die Demonstration des Völkerbundsrats zu unterstreichen den Zweck hatte, ist in der Tat „ein Glanzstück arroganter Verstellung und ein Musterbeispiel pharisäischer Selbstüberhebung". Es war so, als ob sich in Genf wiederum, wie einst in Versailles der Schuldige als Richter aufführte, denn auch der Völkerbund war ja von vornherein nichts als ein Instrument Frankreichs, um das Diktat von Versailles zu verewigen und weil er dieser Rolle diente, haben wir ja auch seine Reihen verlassen.

Dieser Völkerbund, der die ungeheuren Rüstungen der Sowjets als eine Selbstverständlichkeit hinnahm, der sich hütet, etwas darüber zu sagen, daß Frankreich die zweijährige Dienstzeit einführt, daß es riesige Machtreserven ansammelt, deren Umfang nicht einmal Genf kennt, mit der stärksten Artillerie der Welt mit einer Tank- und Flugwaffe, mit der höchstens Rußland konkurrieren kann. Dieser Völkerbund, der seinen Mund hermetisch verschlossen hält, gegenüber den Militärbündnissen zwischen Moskau, Paris und Prag, und der auch nichts dagegen einzuwenden hat, daß in der Tschechoslowakei gegenwärtig Militärflugzeuge erbaut werden, die der roten Luftwaffe zu einem Stützpunkt gegen Deutschland dienen sollten. Dieser Völkerbund, der bis jetzt einzig und allein dafür da war, der deutschen Nation ihr Recht vorzuenthalten, um den französischen Machtgedanken und Angstpsychosen zu dienen, der in dieser Woche einzig und allein dazu eingespannt wurde, um diese Rolle weiter zu spielen.

*

Natürlich geht das nur — und das weiß man in Paris ganz genau — wenn man Deutschland u. nur Deutschland allein, dauernd als den schwarzen Mann hinstellt. Vor allem, wenn man uns der Unwahrhaftigkeit zeiht, und uns kriegerische Pläne aggressiver Art auf weite Sicht zumißt. Das ist im Grunde nicht einmal schwer. Denn es handelt sich ja nur um Behauptungen, die man nicht zu beweisen braucht und um die Ausnützung des schlechten Gewissens, all der verschiedenen Nutznießer von Versailles. Der französisch-italienischen Politik in Genf ging es zunächst darum, dort eine moralische Verurteilung Deutschlands herbeizuführen. Vorher aber hatte man in Stresa alles getan, um einen solchen Richterspruch vorzuarbeiten. Man kann uns unsere Rüstung jetzt nicht mehr nehmen und wagt es auch nicht. Deshalb aber hat man es für richtig befunden, nun den Organismus des Völkerbundsrates dafür einzuspannen, um uns künftighin von vornherein gleich neue Schwierigkeiten für den Fall „neuer Vertragsverletzungen" machen zu können. Man hat namentlich England als das Zünglein an der Wage mit allen Mitteln bearbeitet, um es in den Rahmen einer „Solidarität" einzuspannen, die gewiß gegenwärtig nur auf dem Papier steht, die aber den „lateinischen Schwestern" in Paris und Rom aus den oben angeführten Gründen zunächst das Wichtigere ist.

Man weiß selbst, daß das ganze Paktsystem durch die verschiedenen Militärverträge wertlos ist, aber die Sache macht sich gut als diplomatisches und moralisches Druckmittel, und weil man nichts auf die klaren Argumentationen von deutscher Seite zu erwidern hat, deswegen ist man bemüht, sie zu verwischen, und als „unklar" und „unwahrhaftig" hinzustellen. Man weiß auch ferner, daß England auf keinen Fall in einen neuen eisernen Ring gegen Deutschland einzufügen ist, da es sozusagen jetzt für die Regierung in England die Kardinalfrage ist, nicht neue Bindungen auf dem europäischen Kontinent einzugehen. Das englische Volk würde da nicht mitmachen. Und so vertraut man auf die weitere Entwicklung, daß irgend etwas von den Bemühungen hängen bleibt Deutschland ins Unrecht zu setzen, wobei man gleichzeitig im Tone des Biedermanns erklärt — die Tür für die Rückkehr nach Genf für uns offen halten zu wollen. Will man allerdings zum europäischen Frieden kommen, so muß man wahrlich andere Wege als die bisherigen einschlagen.

*

Bei der Abstimmung im Völkerbundsrat über die Entschließung der drei Mächte, in der der sogen. „Vertragsbruch" Deutschlands „moralisch" verurteilt wird, enthielt sich bezeichnenderweise nur das kleine Dänemark der Stimme, die übrigen Länder folgten gehorsam dem Druck der Großmächte. An und für sich bräuchte uns diese Entschließung nicht viel zu genieren, wenn nicht sich England nun wieder als Helfershelfer der Diktatmächte erwiesen hätte und wenn nicht diese Entschließung auch die Einsetzung eines besonderen Ausschusses bestimmt hätte, der die Aufgabe bekam, für den Fall künftiger Verstöße gegen internationale Verträge, also auch die Friedensdiktate „Sanktionen", also Strafmaßnahmen in Aussicht nehmen, eine Absicht, die unzweideutig darauf hinausläuft, ein neues Druckmittel für die Verewigung des Versailler Diktates zu schaffen. Denn ausdrücklich sollen sich diese Sanktionen nicht etwa auf die ganze Welt erstrecken, also nicht die gleichfalls dem Völkerbund nicht angehörenden Staaten Amerika und Japan treffen, sondern die Bestimmungen sollen lediglich zur Vertragssicherung für Europa dienen. Sie wenden sich also im wesentlichen einzig und allein gegen Deutschland, wenn auch zugegeben werden mag, daß die Kleine Entente so auch ein Mittel enthält, weiterhin Ungarn und Bulgarien und auch Oesterreich niederzuhalten, soweit das letztere Land nicht als Vorposten des Herrn Mussolini irgendwie eine Ausnahmestellung bekommt.

Eine Sven Hedin-Eckener-Expedition 1936

Friedrichshafen, 18. April. Sven Hedin befand sich in letzter Zeit auf der Rückreise von seiner Durchforschung Ostchinas, die er im Auftrag der Nanking-Regierung unternommen hatte, um festzustellen, ob dort Autostraßen möglich wären. Fern seiner schwedischen Heimat hat er in Asien vor kurzem seinen 70. Geburtstag verlebt. Nun kehrte er an Ruhm und Ehren reich für kurze Zeit nach Europa zurück. Aber den Nimmermüden lockt bereits ein neues Ziel. Er hat in Moskau einem deutschen Pressevertreter mitgeteilt, daß er zu kurzem Aufenthalt nach Berlin kommen werde, um mit Dr. Eckener Fühlung zu nehmen wegen einer gemeinsamen Forschungsfahrt nach dem oberen Amazonenstrom.

Diese Nachricht, so schreibt das „Seeblatt" in Friedrichshafen, wird nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen freudiges Aufsehen erregen, sondern auch das ganze deutsche Volk wird die Kunde mit freudiger Genugtuung aufnehmen. Ist es doch das erstemal, daß die beiden großen Kulturpioniere, der eine zu Lande, der andere in der Luft, sich zusammenfinden, um die Möglichkeiten einer Zeppelin-Expedition ins Auge zu fassen. Sven Hedins Vorschlag trifft mit einer Aufforderung der brasilianischen Regierung zusammen, unbekannte Teile des brasilianischen Urwaldes mit Hilfe des Luftschiffes zu erforschen. Schon im vorigen Jahre hatte Dr. Eckener seine grundsätzliche Zustimmung erteilt, doch stellte er zur Bedingung, daß diese Luftexpedition, bei der 26 000 Kilometer zurückgelegt werden müssen, mit dem neuen LZ. 129 ausgeführt werden müsse und daß ferner in Rio de Janeiro, von wo aus die Luftexpedition starten soll, eine Luftschiffhalle erbaut werde. Die brasilianische Regierung bewilligte sofort die Mittel für den Bau und versprach die Fertigstellung so zu beschleunigen, daß sie spätestens Anfang 1936 fertiggestellt ist. Bis dahin wird auch der neue Zeppelin das Stadium der Versuchs- und Probefahrten hinter sich haben, so daß also 1936 die Eckener-Hedin-Expedition in die Tat umgesetzt werden kann. Soweit bis jetzt bekannt ist, werden brasilianische Gelehrte aus der geographischen und geologischen Wissenschaft die Fahrt vorbereiten und sich auch daran beteiligen. Der Urwaldforscher Professor Paul Vageler und General Rondon, der als der beste Kenner der brasilianischen Urwaldbewohner gilt, werden ebenfalls mitfahren. Vor allem soll alles erreichbare Material über die zwischen den Flüssen Xingu und Tapajoz lebenden Zwergstämme und weißen Indianer zusammengetragen werden. Zu diesem Zweck wird das neue Zeppelin-Luftschiff mit den modernsten Hilfsmitteln der Wissenschaft ausgerüstet werden, vor allem mit Filmapparaten für Aufnahmen aus der Entfernung. Eine Bordrundfunkanlage soll nicht nur die ständige Verbindung mit Rio, sondern auch laufende Berichterstattung über die Entdeckungen und Erforschungen ermöglichen. Der große Vorteil des Luftschiffes, eine Zeitlang fast bewegungslos in jeder beliebigen Höhe über der Erde verharren zu können, wird natürlich in weitestem Maße ausgenutzt werden. Da eine Landung in den endlosen Urwäldern nicht möglich ist, bekommt das Luftschiff flaschenzugähnliche Anlagen zum Hinablassen nicht nur von Personen, sondern auch von kleinen Booten für Wasserläufe und Seen, die man wahrscheinlich inmitten des Urwaldes antreffen wird. Von der unermeßlichen Weite des bisher unbekannten und unerforschten Waldgebietes kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß 26 000 Kilometer Luftstrecke in Aussicht genommen sind, die in drei Etappen bewältigt werden sollen. Es liegt auf der Hand, daß diese großzügig angelegte Expedition außerordentlich wichtige wissenschaftliche Erkenntnisse zu vermitteln verspricht.

Vergleicht man eine Erdkarte aus der Zeit von 1900 mit einer von heute, wird man ohne weiteres die Feststellung machen können, daß die bekannten weißen Flecken sich erheblich vermindert haben. Mit diesen weißen Flecken deuten die Kartographen an, daß diese Gebiet noch nicht erforscht, also noch von keines Menschen Fuß betreten worden sind. Um die Jahrhundertwende prangten Nord- und Südpol in reinstem Weiß, heute gibt jede Karte eine Fülle von Einzelheiten an. Daß sich ein Reihe von weißen Flecken auf den Karten von Innerasien verflüchtigt haben, ist das Verdienst Sven Hedins. Durch die Arktisfahrt des Luftschiffes „Graf Zeppelin" unter Führung Dr. Eckeners sind weitere weiße Flecken auf der nördlichen Halbkugel verschwunden. Die motorisierte Luftfahrt entschleiert von Jahr zu Jahr mehr die letzten Geheimnisse der Erdoberfläche. Mit Hilfe des neuen ausgleichbaren Erdaufnahmeverfahrens wird in absehbarer Zeit das Antlitz der Erde völlig durchforscht sein. Vielleicht gelingt es Dr. Eckener und Sven Hedin, auf der Landkarte von Brasilien die letzten weißen Flecken zum Verschwinden zu bringen.

Richthofens 17. Todestag

Zum 21. April

Seit einem Monat gibt es wieder Richthofen-Flieger in Deutschland. Das erste Fliegergeschwader der neuen Luftflotte der Armee, das über ein freies Deutschland fliegt, trägt den Namen „Richthofen" und stellt damit die innere Verbindung und Zusammengehörigkeit der neuen deutschen Luftwaffe mit der des Weltkrieges wieder her. Bei seinem ersten Fluge über Berlin zog das stolze Geschwader auch einen Kreis über dem Invaliden-Friedhof in Moabit, diesem erhebenden stummen Zeugen preußisch-deutschen Heldentums. Dort ruhen seit 1926 die Gebeine Manfred von Richthofens inmitten der Gräber großer Feldherren und Soldaten der Vergangenheit: Scharnhorsts und Tauentziens, Friesens und Boyens.

Für die junge deutsche Fliegerwaffe ist und bleibt der 21. April ein Erinnerungstag schmerzlichen, aber auch stolzen Gedenkens. Zum 17. Male jährt sich nun der Todestag des besten und berühmtesten deutschen Kampffliegers. Am 21. April 1918 war Rittmeister Manfred von Richthofen von einem Feindflug nicht mehr zurückgekehrt. Da seine Kameraden beobachtet haben wollten, daß ihr Geschwaderführer hinter der feindlichen Linie glatt gelandet war, hoffte man zunächst, daß er durch einen Motorschaden zum Landen gezwungen und gefangen genommen worden sei. Aber nach zwei Tagen verschaffte eine Reutermeldung Gewißheit darüber, daß Richthofen das Opfer einer feindlichen Kugel geworden war.

Mit ihm war Deutschlands erfolgreichster Jagdflieger dahingegangen. Richthofen war blutjunger Leutnant, als der Krieg ausbrach. In Breslau am 2. Mai 1892 geboren, wurde er nach seinem Onkel, dem bekannten Flügeladjutanten und Kommandeur des Garde du Korps, der später ein Kavalleriekorps führte, Manfred getauft. Die Schule besuchte er in Schweidnitz, mit 11 Jahren kam er nach Wahlstatt in die Kadettenanstalt. Nach der Fähnrichsprüfung trat er in das Ulanenregiment Nr. 1 in Militsch ein. Er hatte dieses Regiment gewählt, weil es in der schlesischen Heimatprovinz lag. Schon am ersten Mobilmachungstage überschritt das Ulanenregiment Nr. 1 und mit ihm der Leutnant Freiherr von Richthofen die russische Grenze. Ihm gegenüber lagen russische Kosaken. Aber die Freude im Osten dauerte nicht lange. Schon nach einer Woche wurde das Regiment verladen, um auf dem westlichen Kriegsschauplatz eingesetzt zu werden. Auf der Fahrt durch Deutschland wurden die Ulanen nicht wenig angestaunt, da man noch keine Truppen gesehen hatte, die bereits mit dem Feind in Berührung gekommen waren. Richthofen machte mit dem Regiment die ersten Kämpfe in Frankreich mit, als er aber zum Verpflegungsoffizier ausersehen wurde, bat er um seine Versetzung zur Fliegertruppe.

Im Mai 1915 ging sein Wunsch in Erfüllung. Nach beendigter Ausbildung wurde Richthofen als Beobachtungsflieger der Armee Mackensen zugeteilt. Hier flog er lange zusammen mit dem bekannten Flieger und Herrenreiter Rittmeister Graf Holck. Nach erfolgreicher Tätigkeit als Beobachtungsflieger kam Richthofen noch einmal in die Heimat, um als Pilot ausgebildet zu werden. Wieder ins Feld zurückgekehrt, trat er seinen Siegeszug als Kampfflieger an. Zum erstenmal war er im Heeresbericht vom 26. April 1916 genannt. Entscheidend für seine weitere Entwicklung war es, daß Oswald Boelcke ihn unter seine Fittiche nahm. Mit ihm ging er an die Somme und lernte das Jagdfliegen „von der Pike auf". Als Richthofen seine alte Staffel verließ, rief ihm einer seiner Kameraden noch nach: „Komm mir ja nicht ohne den Pour le Mérite wieder!" Diese Mahnung sollte bald befolgt werden. Nach dem Tode des Meisters wurde ihm die Führung einer Staffel übertragen, und zwei Tage später, nach dem Abschuß des sechzehnten feindlichen Flugzeuges, erhielt er den Pour le Mérite. Später übernahm Richthofen ein ganzes Jagdgeschwader, das mit seinen roten Fokkermaschinen an der ganzen Westfront Schrecken verbreitete. 80 feindliche Maschinen hat Richthofen gefällt, bis ihn selbst das Schicksal ereilte.

Auch die Feinde versagten ihrem ritterlichen Gegner die Achtung nicht. Richthofen wurde von den Engländern mit allen militärischen Ehren begraben. An seinem Grabe legten englische Fliegeroffiziere einen Kranz nieder, dessen Schleife die Inschrift trug: „Dem tapferen und ritterlichen Feind!" Richthofens Geist ist lebendig geblieben bis zu dem Tage, da uns eine neue Luftwaffe beschert wurde. Daß die neue deutsche Luftwaffe in seinem Geist und Sinn fortgeführt wird, dafür ist der Name von Richthofens Nachfolger und heutigem Führer der deutschen Luftmacht, Hermann Göring, stolzester Bürge.

Aufrollung der Dardanellen-Frage?

Paris, 18. April. Journal beschäftigt sich mit den Erklärungen des türkischen Außenministers in der Völkerbundsratssitzung, der auf die türkischen Forderungen hinsichtlich der militärischen Klauseln des Lausanner Vertrages und damit vor allem auf die Dardanellen-Frage hingewiesen hatte. Das Blatt schreibt dazu: Für die Türken bedeutet die Forderung nach Befestigung der Dardanellen eine vernünftige Auslegung der Verteidigungsgleichheit, vor allem, wenn sie versichern, daß sie freie Durchfahrt gewähren wollen. Interessant an der Angelegenheit ist, daß Rußland wieder in die europäische Politik eingreift. Da sieht man sofort hinter der erwachten Türkei die Rivalität entbrennen, die einst dem „kranken Mann" galt. So stießen Rußland und England sofort zusammen, als die Frage aufgeworfen wurde. Die Engländer haben den Schlüssel in ihre Tasche gesteckt und dürften ihn vielleicht den Türken zurückgeben, aber sie zögern, soweit sie hinter den Türken den Schatten Peter des Großen auftauchen sehen.

Ungarisches Urteil gegen Deutschtum

Budapest, 18. April. Der Generalsekretär des ungarländischen Volksdeutschen Bildungsvereins, Dr. Franz Basch, wurde in zweiter Instanz wegen Schmähung der ungarischen Nation zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt. Dr. Basch hatte in einer Versammlung erklärt, es seien keine ehrlichen Leute, die ihre deutschen Namen magyarisieren. Das auf drei Monate lautende Gerichtsurteil wurde von der Tafel mit der Begründung auf fünf Monate erhöht, daß Basch die nationale Souveränität angegriffen und damit das Ansehen des ungarischen Staates geschädigt habe.

Ausreichende Getreidebestände

Der landwirtschaftliche Vorratsbericht

WPD. Wie die soeben veröffentlichten Erhebungen der Hauptabteilung 2 des Reichsnährstandes und des Statistischen Reichsamtes über die Ende März 1935 noch vorhandenen Getreidebestände zeigen, hat sich die Entwicklung der Vorräte auch weiter erwartungsgemäß vollzogen. Beim Weizen und Roggen sind in der ersten und zweiten Hand ausreichende Mengen vorhanden, um allen bis zum Ende des Wirtschaftsjahres entstehenden Anforderungen für die menschliche und tierische Ernährung gerecht zu werden, und beim Futtergetreide sind die noch vorhandenen Bestände nach der inzwischen eingetretenen Auflockerung der Versorgungslage mit Futtergetreide und Futtermitteln und in Anbetracht der in absehbarer Zeit bevorstehenden Aufnahme des Weideganges günstiger zu beurteilen als bisher.

Beim Roggen verringerten sich die landwirtschaftlichen Bestände um 7 Prozent der Gesamternte auf 19 Prozent. Das bedeutet an Hand der endgültigen Erntezifer eine Abnahme um rund 550 000 Tonnen und einen noch vorhandenen Bestand am 31. März 1935 in den Händen der Landwirtschaft von noch rund 1,4 Millionen Tonnen.

Vom Statistischen Reichsamt ist die Verarbeitung in den Mühlen über drei Tonnen Tagesleistung auf 245 000 Tonnen ermittelt worden Rechnet man dazu den Anteil der Kleinmühlen an der Gesamtvermahlung mit etwa 30 Prozent, so ergibt sich eine wahrscheinliche Märzvermahlung von rund 350 000 Tonnen. Die Roggenbestände in den Mühlen und Lagerhäusern haben im März um rund 40 000 Tonnen auf 1 462 000 Tonnen abgenommen, doch entfällt diese Verringerung ausschließlich auf die Bestände der Lagerhäuser, und es dürfte sich also dabei um zu Futterzwecken abgegebenen Roggen handeln. Von den rund 550 000 Tonnen, um die sich die landwirtschaftlichen Roggenvorräte verringert haben, sind also 350 000 Tonnen in die Mühlen zur Verarbeitung gegangen. Der Rest ist für Verfütterungszwecke verwendet worden, es zeigt sich, daß sich die Verfütterung von Roggen auch weiter durchaus in den normalen Grenzen gehalten hat.

Bei Andauer etwa der gleichen Vermahlung bis zum Ende des Wirtschaftsjahres würden die in den Lagerhäusern und Mühlen vorhandenen Bestände allein für die Deckung des Vermahlungsbedarfes ausreichen. Da aber die Einführung einer neuen niedriger ausgemahlenen Mehltype in Kürze bevorsteht, und da außerdem von den noch vorhandenen Lagerbeständen noch beträchtliche Mengen für Futterzwecke Verwendung finden dürften, wird auch noch von den bei der Landwirtschaft noch vorhandenen Vorräten ein nicht unbeträchtlicher Teil für die menschliche Ernährung herangezogen werden; das ist auch ohne weiteres möglich, da die in den landwirtschaftlichen Betrieben selbst aus den dort noch vorhandenen Roggenbeständen stattfindende Verfütterung kaum mehr als zwei Drittel der noch vorhandenen landwirtschaftlichen Vorräte ausmachen dürften, zumal mit der Einführung der neuen Mehltype ein höherer Anfall hochwertigerer Kleie verbunden ist.

Die Winterweizenbestände verringerten sich um 6 Prozent auf 14 Prozent, d. h. um rund 230 000 Tonnen auf rund 550 000 Tonnen. Die Sommerweizenbestände um 14 Prozent auf 24 Prozent der Gesamternte, d. h. um rund 80 000 Tonnen auf rund 140 000 Tonnen. Insgesamt haben also die Weizenbestände um rund 310 000 Tonnen auf rund 700 000 Tonnen abgenommen. Dabei war die Verringerung beim Sommerweizen verhältnismäßig stärker als bei Winterweizen, was, abgesehen vom Saatgutbedarf, auf die andauernd gute Nachfrage nach kleberhaltigen Weizensorten zurückzuführen ist.

Die Weizenvermahlung betrug nach den Erhebungen des Statistischen Reichsamtes im März rund 300 000 Tonnen in den Mühlen über drei Tonnen Tagesleistung. Rechnet man dazu den Anteil der Kleinmühlen mit 10 Prozent der gesamten Vermahlung, so ergibt sich eine Verarbeitung von insgesamt rund 330 000 Tonnen. Die Weizenbestände in den Mühlen und Lagerhäusern haben um 64 000 Tonnen auf rund 1 753 000 Tonnen abgenommen, wobei auf die Mühlenbestände eine Verringerung von 41 000 Tonnen entfällt. Die aus der Landwirtschaft abgegangenen Weizenbestände sind also fast ausschließlich zur Verarbeitung in die Mühlen gelangt. Die in der ersten und zweiten Hand noch vorhandenen Weizenbestände reichen nicht nur aus, um den noch zum Ende des Wirtschaftsjahres vorhandenen Vermahlungsbedarf im vollen Umfange zu decken, sondern es können davon auch noch beträchtliche Mengen für die Verfütterung herangezogen werden. Dafür kommen in erster Linie naturgemäß diejenigen Partien in Frage, die von geringerer Beschaffenheit sind. Außerdem aber werden zum Ende des Wirtschaftsjahres noch einige Bestände vorhanden sein, die den reibungslosen Uebergang zum neuen Wirtschaftsjahr auch im Falle einer späteren Getreideernte unter allen Umständen sicherstellen.

Da für Weizen und Roggen eine allmähliche Auflockerung der Einlagerungspflicht der Mühlen vorgesehen ist, um die Mühlen für die neue Getreideernte aufnahmefähig zu machen, wird die Nachfrage der Mühlen nach Weizen und Roggen aus den noch vorhandenen landwirtschaftlichen Beständen sich in den damit gezogenen Grenzen bewegen. Diesem Umstande sollte auch das Angebot der Landwirtschaft Rechnung tragen, zumal denjenigen Bauern und Landwirten, die ihre Ablieferungspflicht bisher ausreichend erfüllt haben, von dem zuständigen Getreidewirtschaftsverband die Verwendung oder der Verkauf ihrer noch vorhandenen Bestände zu Futterzwecken freigegeben werden kann.

Bei der Sommergerste war die Verringerung der landwirtschaftlichen Bestände mit 9 Prozent etwas größer als im Vormonat, was in der Hauptsache auf den Bedarf für Saatzwecke zurückzuführen ist. Dasselbe ist beim Hafer mit einer Verringerung der Bestände um 12 Prozent gegenüber 9 Prozent im Vormonat der Fall. Die noch vorhandenen Sommergerstebestände beliefen sich auf 20 Prozent gleich rund 500 000 Tonnen, die Haferbestände auf 34 Prozent gleich 1,9 Millionen Tonnen, die noch vorhandenen Wintergerstebestände mit 9 Prozent auf noch rund 60 000 Tonnen. Insgesamt waren also beim Futtergetreide noch annähernd 2,4 bis 2,5 Millionen Tonnen in den Händen der Landwirtschaft, wozu noch 200 000 bis 300 000 Tonnen an zweithändigen Beständen kommen. Diese Entwicklung der Versorgungslage mit Futtergetreide kann aus verschiedenen Gründen als durchaus befriedigend bezeichnet werden. Einmal ist nur noch eine kurze Zeit bis zum Beginn des Weideganges, der stets eine merkliche Entlastung bezüglich des Futterbedarfes mit sich bringt. Sodann sind, wie schon erwähnt, in den Weizen- und Roggenbeständen noch beträchtliche Futterreserven vorhanden, die durch die letzten Maßnahmen für die Landwirtschaft verfügbar gemacht wurden, und schließlich ist auch in den noch vorhandenen Kartoffelbeständen eine starke zusätzliche Futterreserve vorhanden. Auch in dem Fall also, daß die Versorgung mit ausländischen Futtermitteln sich im weiteren Verlauf des Wirtschaftsjahres nicht bessern sollte, kann doch gesagt werden, daß die kritische Zeit der Futterversorgung der deutschen Landwirtschaft nunmehr als überwunden angesehen werden kann.

Die Spätkartoffelbestände beliefen sich am 31. März noch auf 33 Prozent der Gesamternte und waren danach mit rund 14,5 Millionen Tonnen um rund 3 Millionen Tonnen größer, als um die gleiche Zeit des Vorjahres. Die Abnahme im März war etwas geringer als im Vormonat und auch etwas geringer als im März 1934. Die Erklärung dafür dürfte in der Hauptsache in der durch die kühle Märzwitterung bedingte, verhältnismäßig späten Oeffnung der Mieten zu suchen sein.

„Bitte 25 Kilo Tankholz für meinen Wagen"

Holztankstellen für jedermann — Einheitliche Preise für Gasholz

Die Versuche, Benzin durch Holzgas für den Automobilbedarf zu ersetzen, gehen bereits Jahre zurück. Die Rostocker Straßenbahn erbaute Anfang 1933 einen Holzgas-Autobus, mit dem sie eines Tages der Reichshauptstadt einen Besuch abstattete. Und auf der großen Autoschau 1934 in Berlin zeigten Reichspost und Reichsbahn neben der Privatindustrie, die Holzvergaser vornehmlich für Lastwagen eingebaut hatte, bereits eine ganze Reihe von großen Wagen.

Die Entwicklung des Holzvergasers ist für die deutsche Wirtschaft von weittragender Bedeutung, da ihr Ziel kein geringeres ist, als die Befreiung von der Einfuhr ausländischer Brennstoffe. Da die deutsche Benzolproduktion den Bedarf nicht annähernd zu decken imstande ist, müssen große Mengen von Treibstoff aus dem Auslande eingeführt werden. Würden alle deutschen Kraftwagen auf Holzgasbetrieb umgestellt werden, so würden dadurch jährlich etwa 7 Millionen Kubikmeter Brennholz verbraucht werden, die die deutsche Forstwirtschaft ohne weiteres zur Verfügung stellen kann. Dadurch würde außerdem der Vorteil erreicht werden, daß eine große Anzahl von deutschen Arbeitern Beschäftigung findet.

Die Umstellung auf den Holzgasbetrieb ist keineswegs so schwierig, wie vielfach angenommen wird; denn jeder Motor kann mit Holzvergaser versehen werden. Der Holzgas-Autobus ist mit einem zwei Meter hohen zylindrischen Kessel versehen, in dem trockene Holzstücke entzündet werden. Der Motor saugt die bei der Verbrennung entstehenden Gase an und verarbeitet sie, nachdem sie von Staub und Asche gereinigt sind, in der gleichen Weise wie Benzingas. Jedes trockene Holz ist für diesen Betrieb brauchbar, d. h. also auch das Abfallholz, das heute ungenutzt in den Wäldern herumliegt. Für 100 Kilometer werden etwa 100 Kilogramm Holz verbraucht. Ein normaler Lastwagen kann also ohne weiteres Brennstoff für 500 Kilometer mit sich führen, ohne daß die Ladefähigkeit dadurch beschränkt wird. Gegenüber dem Betrieb mit Benzin wird eine Ersparnis von etwa 80 Prozent erzielt.

Die Reichsregierung, die seit dem Frühjahr 1933 sich ganz außerordentlich für die Förderung des Automobilbaues eingesetzt hat und, wie der Bau der Reichsautobahnen bezeugt, auf weite Sicht arbeitet, hat dem Holzgasmotor aus den oben angeführten Gründen von vornherein ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Dabei fand die Tatsache Berücksichtigung, daß im Ausland der Holzgasmotor viel weiter verbreitet war als bei uns. In Frankreich beispielsweise wurde und wird der Holzgasbetrieb dadurch gefördert, daß jeder Käufer eines mit Holz betriebenen Motorlastwagens einen staatlichen Zuschuß beim Ankauf und während der ersten drei Betriebsjahre erhält. Weiter ist die Fabrikation auch dadurch unterstützt worden, daß die französische Heeresverwaltung eine Reihe von Holzgasfahrzeugen in Dienst gestellt hat. In anderen europäischen Ländern hat man den Besitzern derartiger Automobile die Steuer erlassen. Deutschland ist diesem Beispiel gefolgt, indem es im Januar durch ein Reichsgesetz bei der Holzgasverwendung eine Reihe steuerlicher Erleichterungen gewährte. Nachdem ferner die Winterprüfungsfahrt für Kraftfahrzeuge einwandfrei gezeigt hatte, daß Kraftwagen, die mit Holzgas betrieben werden, genau so betriebssicher sind wie die bisher mit Benzin versehenen, ist der Weg freigeworden für eine systematische und organisatorische Förderung des Kraftfahrbetriebes mit Holzgas.

Die preußische Forstverwaltung hat sich in den Dienst der Förderung der Holzgasverwendung gestellt. An die preußischen Landesforstmeister ist eine generelle Anweisung ergangen, Anträge auf Beihilfen bei der Beschaffung von Holzgaserzeugern entgegenzunehmen und zu gewähren, zum Teil auch für den Umbau alter Fahrzeuge. Das grundsätzlich Neue besteht aber darin, daß nunmehr in ganz Preußen Holztankstellen eingerichtet werden sollen. Durch ein einheitliches Schild sind sie sofort erkennbar. Zum Anreiz, derartige Tankstellen zu errichten, sind die Landesforstmeister ermächtigt worden, den Besitzern oder Inhabern der Holztankstellen bestimmte Holzmengen zum halben Marktpreis unter der Bedingung zu liefern, daß die Tankstelle dauernd mindestens 5000 Kilogramm in zwanzig 25 Kilosäcke verteilt, bereithält, natürlich verwendungsbereit, also lufttrocken und aufbereitet. Einheitlich für ganz Preußen beträgt der Verkaufspreis 3 Pfennig je Kilo. Die Holztankstellen werden von der Forstverwaltung ständig kontrolliert.

Damit ist zum ersten Mal die Holzgasversorgung mit Hilfe eines großen Netzes von Holztankstellen in eine organisatorische Form gebracht worden. Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, daß diese vorläufig auf Preußen beschränkte Neuregelung in Kürze auf das ganze Reich übertragen wird. Gerade der Mangel an Holztankstellen war der Ausbreitung des Holzgasmotors bisher hinderlich im Wege. Nun ist es einfach und bequem. Genau so wie man jetzt an jeder Tankstelle jede beliebige Menge des flüssigen Treibstoffs kaufen konnte, wird man in Zukunft den Holztankwart ersuchen können, einen 25 Kilosack für 75 Pfennig zu verkaufen. Es gehört nicht viel Prophetie dazu, wenn man von dieser vorbildlichen Neuregelung einen weiteren Aufschwung des deutschen Automobilismus erwartet.

Deutsch-schweizerisches Verrechnungsabkommen

Bern, 18. April. Am 17. April ist in Bern das neue deutsch-schweizerische Verrechnungsabkommen abgeschlossen worden. Für Deutschland unterzeichneten der deutsche Gesandte in Bern, Freiherr von Weizsäcker und Ministerialdirektor Wohltat, für die Schweiz der stellvertretende Chef des Volkswirtschaftsdepartements, Bundespräsident Minger und Minister Stucki. Das Abkommen tritt zur Hauptsache am 1. Mai in Kraft, während einzelne Bestimmungen rückwirkend zum 1. April Anwendung finden.

Zum 50. Todestag von Gustav Nachtigal.

Am 20. April 1885 — also jetzt vor 50 Jahren — starb der Afrikaforscher Gustav Nachtigal, der die späteren Schutzgebiete Togo, Kamerun und Lüderitzland unter die Oberhoheit des Deutschen Reiches stellte und damit einer der größten deutschen Kolonialpioniere geworden ist.

Expreß-Bildmatern-Dienst.

Baden

Karlsruhe, 18. April. (Vertrauensratswahlen.) Aus 1740 Betrieben mit zusammen 170 333 Wahlberechtigten sind 153 331 Stimmen abgegeben worden. Davon sind 130 845 Ja-Stimmen. Die Wahlbeteiligung beträgt demnach 90 Prozent, die Zahl der Ja-Stimmen 85,3 Prozent.

Rastatt, 18. April. (Devisenvergehen.) Wegen Registermarkschmuggels in Höhe von 2200 RM. wurde eine 35jährige Frau aus Hagenau im Elsaß vom Amtsgericht Rastatt zu drei Monaten Gefängnis, 3000 RM. Geldstrafe und Tragung der Kosten verurteilt.

Pforzheim, 18. April. (Ein greiser Lebensretter.) Am Mittwoch stürzte ein dreijähriger Junge aus der Kleinen Gerberstraße, der beim Stadtbad auf dem Enzvorland spielte, in die hochgehende Enz und wurde von den Fluten entführt. Ein älterer weißhaariger Herr hatte den Vorfall beobachtet, er sprang in voller Kleidung dem Kinde nach und rettete es aus der Mitte des Flusses. Wiederbelebungsversuche an dem bewußtlosen Kind hatten Erfolg.

Lahr, 18. April. (Verkehrsunfall.) Der 22 Jahre alte Sohn des kürzlich verstorbenen Sonnenwirts Hämmerle in Schweighausen fuhr an der Straßenkreuzung Lahr-Mietersheim-Sippenheim mit seinem Leichtkraftrad gegen den Lieferwagen des Metzgermeisters Fischer von Offenburg. Hämmerle wurde rücklings auf die Straße geschleudert und schwer verletzt. Es besteht Hoffnung ihn am Leben erhalten zu können.

Triberg, 18. April. (Tödlicher Unglücksfall.) In der Sägerei Finkbeiner u. Klumpp in Schonachbach waren Arbeiter mit dem Transport von Dielen auf Rollwagen beschäftigt. Dabei kam die oberste Dielenschicht in Bewegung, fiel vom Wagen und erschlug den 20 Jahre alten ledigen Säger Meinrath Fehrenbach aus Gremmelsbach. Der Tod trat auf der Stelle ein.

Bonndorf, 18. April. (Tödlich verunglückt.) Mittags wurde der 12 Jahre alte Sohn Johann der Malermeisters-Eheleute Hien hier, in der Scheune tot aufgefunden, und zwar an einem Seil hängend. Der lebensfrohe Junge dürfte beim Spielen verunglückt sein.

Mühlenbach b. Wolfach, 18. April. (Ehrenpatenschaft.) In den Familien Hermann Bührre, Geigerlochhofbauer, und Andreas Volk, Heidenseppenhof, kam jeweils das 10. Kind zur Welt. Der Führer hat in beiden Fällen die Ehrenpatenschaft übernommen und den Betrag von je 50 RM. übersandt.

Dogern, A. Waldshut, 18. April. (Gasthofjubiläum.) Der Gasthof zum Hirschen in Dogern feiert in diesem Jahr sein 350jähriges Bestehen. Erbaut wurde die Gaststätte im Jahre 1585. Im Jahre 1908 erwarb sie die Familie Albiez.

*

Vom Bodensee, 18. April. (Arbeiterurlauber.) Wie im vorigen Jahre hatte sich die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" in München auch heuer zur Aufgabe gestellt, erholungsbedürftigen Volksgenossen auf einige Tage verbilligten oder kostenlosen Landaufenthalt zu beschaffen. Der erste dieser Urlauberzüge, in dem sich 800 zum Teil arbeitslose Industrie- und Landarbeiter befanden, verließ am Mittwoch früh die Halle des Münchener Hauptbahnhofes. In Buchloe hat der Zug noch 250 schwäbische Arbeiter aufgenommen, um sie mit den anderen zusammen an den herrlichen Bodensee zu bringen. Ueber 750 Arbeiter werden dort in den Ortschaften des badischen Bodenseeufers für eine volle Woche ganz auf Kosten der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" verpflegt und unterhalten.

Aus dem Gerichtssaal

Rückfällige Diebe vor Gericht

Karlsruhe, 18. April. Vor der zweiten Großen Karlsruher Strafkammer hatte sich der 35jährige vorbestrafte Emil Mahl aus Karlsruhe und der 51jährige, mehrfach vorbestrafte Gotthilf Leucht aus Gündelbach (Württemberg) wegen Betrugs und Diebstahl im Rückfall sowie wegen Hehlerei zu verantworten. Die Große Strafkammer erkannte gegen Mahl wegen Rückfalldiebstahls in drei Fällen auf anderthalb Jahre Gefängnis und drei Jahre Ehrverlust und gegen Leucht wegen Hehlerei und Rückfallsbetrugs auf zwei Jahre drei Monate Zuchthaus fünf Jahre Ehrverlust und 200 RM. Geldstrafe.

Urteil des Sondergerichts

Mannheim, 18. April. Durch rechtskräftiges Urteil des Sondergerichts in Mannheim vom 8. April 1935 wurde der Kraftwagenführer Arthur Moser aus Freiburg wegen Tragens der Uniform eines Amtswalters der NSDAP., ohne Mitglied der Partei zu sein, zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten verurteilt.

Ein Betrügerpaar verurteilt

Freiburg, 18. April. Wegen schwerer Urkundenfälschung und Betrugs verurteilte das Schöffengericht das Ehepaar Walter Stamm und Wilhelmine Stamm zu sieben bezw. sechs Monaten Gefängnis. Stamm war für eine Versicherungsgesellschaft tätig und täuschte den Leuten vor, daß sie nach kurzer Zeit auf die Versicherung ein Darlehen bekommen könnten. Teilweise unterschrieb er auch die Anträge mit falschem Namen, wobei ihm seine Ehefrau behilflich war.

Ostermorgenlied

Tröstend fließt das neue Licht
Auf die Erde. In den Zweigen
Pocht das Leben. Und es bricht
Rings empor ein Aufwärtssteigen.

Quellenrauschen, Lerchensang
Wollen froh das Herz erneuen.
Uebers Feld schwebt Glockenklang,
Haselkätzchen Goldstaub streuen.

Und im Garten, Wald und Feld
Raunt und tönt es: Auferstehen!
Weckend durch die lichte Welt
Geht des Windes lockend Wehen.

Herz, o Herz, mach auf das Tor;
Laß dich nicht von Sorgen binden!
Steig aus deinem Grab empor;
Ostern will dich lichtfroh finden!

Julius Bansmer.

*

Garten am Südhang

Ostergeschichte von Sophie Hoechstetter

Für Doktor Albrecht Wilke, dreißig Jahr alt, waren alle Reisesehnsüchte der frühen Jugend ins Unerfüllte gewandert. Der Großvater hatte noch Stiftungen für die Allgemeinheit machen können. Für Albrecht waren Bettelstudentenzeiten gekommen, dann die gering besoldeten Assistentenjahre. Nun hatte er die gehobene Stellung und Osterurlaub.

Er saß im D-Zug und konnte sich von den Krankengeschichten seiner Station nicht befreien. Wilke strich sich das helle Haar aus der Stirn und zwang sich, auf das Geplauder der Mitreisenden zu hören. Es waren zwei Damen. Die Aeltere belehrte ein hübsches Mädel über Spargelanlagen, über Frühgemüse. Wilke begriff: die Damen planten eine Gartenanlage.

Und jählings stieg ihm aus verschüttetem Erinnern der Begriff: Großvaters alter Garten am Südhang.

Vor vierzehn Jahren, bei Großvaters Beisetzung, hatte Albrecht Wilke den alten Garten zuletzt gesehen. Er war als unverkäuflich bestimmt, der ärmliche Pachtertrag floß in eine Stiftung. Wäre es ganz verrückt, in Thüringen einen Rasttag zu machen und den alten Garten am Südhang wiederzusehen? Die Erinnerung rief und bekam Kraft.

Ein Auto brachte den Reisenden von der D-Zug-Station aus in den winzigen, hochgelegenen Ort mit den Burgen, wo der Großvater als alter Offizier einen Verwaltungsposten innegehabt hatte — Burghauptmann Oberst Wolfersdorff. Ob noch alte Leute von ihm wußten?

Im Ratskeller, der auch Fremdenzimmer besaß, fand Wilke nicht mehr die Wirtsleute von einst. Der frühere Pfarrer war versetzt worden, der alte Hofgärtner gestorben. In der alten Burg wohnte nun der „Herr Forstmeister".

Diese Nachrichten ernüchterten und vereinsamten. Erst das blaue Licht im alten Park, der Gürtelweg zu Großvaters Garten gaben dem Wanderer wieder ein Freudegefühl. Da war, wie einst, der alte Nußbaum dicht an der Mauer. Würden da auch noch die Bruchstellen zum Uebersteigen für die Dorfjugend sein? Wilke fand und benutzte die Stufen und kam auf die zweite Terrasse des Gartens, zu den Fliederbüschen. Und er dachte an eintönige Flöten aus Flieder, setzte sich auf eine Steinbank, hörte Amselrufe und gleichzeitig eine junge weibliche Stimme, einen klaren, weittragenden Alt: „Liebster Mani, es ist mir immer noch wie ein Traum, daß wir hier im alten Garten sitzen."

Ein Lachen kam, eine sehr frische Stimme: „Fedora, ewiger Kamerad, Du konntest doch nicht denken, ich käme nicht wieder?"

„Nein, denken konnte ich das nicht, Manfred."

Wilke hatte keine Freude daran, Liebesleute zu belauschen, und er machte sich geltend. „Halloh?" rief er.

Ein junger Mann kam herbei. „Wie sind Sie hier hereingekommen? Das ist Privatbesitz."

Das werdet ihr bald erfahren, dachte Wilke, grüßte, stellte sich vor. Aber sein Name machte keinen Eindruck.

„Reck", sagte der Fremde kurz und dann, zu der jungen Dame gewandt: „Hier will Dir ein Herr Doktor Wilke vorgestellt werden."

Sie trug den Mantel offen über einem grünen Kleid. Sie war dunkelhaarig, blauäugig, sehr schlank, sehr vornehm. Wilke glaubte, noch nie ein so schönes Mädchen gesehen zu haben. Er verbeugte sich: „Verzeihung. Ich wollte sehen, ob hier die Kornelkirschen schon blühen. Ich kenne den Garten von früher."

Sie musterte ihn flüchtig. Dann sagte sie: „Mani, gib doch dem Herrn den Schlüssel. Wir müssen nach Hause."

„Kann ich den Schlüssel ein paar Tage behalten?" Das Liebespaar bejahte, grüßte, ging.

Und Albrecht Wilke saß allein in Großvaters Garten am Südhang. Das Paar regte ihn auf. Er hatte in Berlin, im Tiergarten, unter dem rauschenden Laub der Straßen des Westens sicher schon tausend Liebespaare wandeln sehen. Warum quälte ihn nun das eine?

Er begrüßte die alten Treppen, die Bäume. Morgen würde er in der steilen Tiefe nach den romantischen Plätzen suchen, in denen einst Indianerschicksale gelebt worden waren. Morgen? Der Verbleib stand also schon fest.

Wilke schlief sehr lange. Am frühen Nachmittag war er wieder im Garten am Südhang. Ich sollte reisen, wußte er. Was hilft es, daß mir das Liebchen eines Herrn Mani Reck gefällt? Er stieg zur Quelle hinunter. Ihr kleines Rinnsal bildete ein Weiherchen. Das Paar saß daran. Der junge Herr beklopfte ein Stück Weidenzweig. Wilke näherte sich, grüßte, fand die junge Dame noch schöner als gestern und den Verlobten, diesen himmellangen Burschen, recht kindisch.

„Fedora, ich muß noch zum Bauern Zahn gehen. Wolltest Du so lange dem Herrn den Garten zeigen?" sagte der Flötenklopfer. Das Paar tauschte zärtliche Blicke.

„Ich bemühe Sie, gnädiges Fräulein?" hob Wilke an.

„Ich zeige den Garten gern", antwortete die schöne junge Dame. Sie stiegen über alte Steinstufen, von Terrasse zu Terrasse höher. Die junge Dame war unbefangen und freundlich, so wie es die Glücklichen sind, und erzählte:

„Dort unten am Weiher war uns in der Kindheit das Indianerlager. Hier, auf der Terrasse mit den Heilkräutern konnten wir uns für den Handel mit Pfefferminztee, mit Majoran und Salbei begeistern. Und da am Gartenhaus las man zuerst Goethe, später Hölderlin. Gewiß nicht zufällig. Denn, sehen Sie, diese etwas unscheinbaren und nicht eingedeckten Kleingebüsche sind hundertjährige Zentifolienrosen. Es gibt sie nicht mehr im Handel."

Wilke schwieg. Er kannte die Zentifolien. Er hatte hier zuerst Hölderlin gelesen. Er hatte hier die Pfefferminzkräuter gesammelt. Die Fremde erzählt ihm die eigenen Erinnerungen. Formte der alte Garten die Menschen? Gab er jedem, der jung war, wieder dieselben Gefühle? Er wurde so wunderlich benommen. Warum kam ich nicht früher? Warum habe ich nicht mit dieser jungen Fedora hier Hölderlin gelesen oder ihr Rosen gepflückt?

Der österliche Garten, so kahl noch, nur geschmückt mit der Fanfare der gelben Kornelkirschenblüte, den winzigen blauen Szillas und Veilchen wurde ihm wie ein verlorenes Paradies.

„Es ist so schön, von Ihnen die Geschichte dieses Gartens zu hören, gnädiges Fräulein", begann er.

Da kam ihr Verlobter zurück. Das Paar verabschiedete sich kurz. Wilke sah, wie dieser muntere Mensch den freien Arm um Fedoras Schulter legte. Hinterm Tor würden sie einander küssen — —

Wilke lief an diesem Tag noch weit übers Land. Es war ein ihm lange verlorener Reiz, ein wenig verliebt zu sein. Er kam sich vor wie ein ehrenwerter älterer Herr, der neidlos und doch mit einem kleinen Schauer im Blut auf das Glück anderer sieht. Aber ist es nicht besser, ein wenig zu lieben und zu leiden, als keine Frau mehr begehrenswert zu finden?, dachte er.

Nun werden sie wieder am Südhang sitzen und den Ostersamstag feiern, überlegte er am nächsten Tag. Schön, ich will ihnen noch mitteilen, sie verdanken den Garten lediglich mir!

Am Gartenhaus traf er Fräulein Fedora allein. Also, da schenkte ihm der freundliche Garten ein kleines Gespräch. Er begann: „Es ist mir wunderlich, daß Sie die gleichen Spiele hier spielten, die gleichen Pflanzen sammelten, die gleichen Bücher lasen wie ich. Dies ist nämlich der Garten meines Großvaters, ich bin der Enkel von Burghauptmann Wolfersdorff."

Errötete sie? „Aber warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt, Doktor Wilke? Warum besuchten Sie uns nicht? Wir würden Sie doch hier nicht gestört haben, Papa hat den Südhang in Pacht."

Wilke lächelte melancholisch. „Ich nehme doch ein schönes Erinnern mit —"

Er ging aber nicht. Und nun antwortete die junge Dame: „Mein Vetter Manfred läßt Sie noch grüßen. Fanden Sie nicht, er sieht ganz wohl aus? Sie sind doch Arzt, nicht wahr?"

„Gewiß, ganz wohl sah Herr Reck aus."

Fedora schien ein wenig nervös. „Wir haben ihn drei Wochen gepflegt; er hatte einen Unfall. Der hiesige Arzt erlaubte ihm nicht zu fahren, solange er noch Temperatur hatte. Nun sieht mein Vetter morgen früh zum erstenmal seinen kleinen Jungen in der Frauenklinik in Kiel."

Wilke war seiner Stimme nicht ganz sicher. Er meinte, er müsse sie erst aus verschütteter Tiefe holen. Aber es klang sehr laut, als er nun Anteil an Herrn Reck aussprach.

Warum habe ich nicht mehr mit den Wirtsleuten geredet? Dann hätte ich nicht zwei Tage lang gedacht, ein anderer habe das Glück im Garten am Südhang.

„Sie sprachen davon, ich dürfte Sie besuchen?" fragte er eifrig. „Ich habe nämlich zehn Tage Urlaub. Glauben Sie, daß in der Zeit in diesem alten Garten am Südhang noch etwas aufblüht?"

Sein unverhüllter Blick suchte den ihren. Und aus ihren schönen Augen grüßte Jugend zu Jugend, grüßte ein helles Licht, das Verheißung trug.

Und nun war es ein ganz anderer Garten!

Osterlied

Nun lachen alle Felder wieder
Und Blütenduft umströmt das Haus.
Es auferstehʼn die Frühlingslieder
Die grimme Winternot ist aus.

Nun wollʼn auch wir wie alle Blüten
Die Köpfe heben, lachend, frei,
Die oft vor Zorn und Kummer glühten!
Stimmt an die Osterlitanei:

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche ..."
War's nicht der Klassik Osterhochgesang?
Tat nicht der Frühling auch, daß endlich breche
Die letzte Fessel, die uns drückte lang?

Ist nicht auch Deutschland auferstanden?
Ist nicht das Land nun endlich frei?
Kommt mit und singt: aus harten Banden
Ersteht ein Volk. Bald lacht sein Mai!

Und Freude schließe unsern Reigen!
Und Jauchzen kröne unsern Sang!
Laßt unter frischen Blütenzweigen
Uns lauschen froh dem Osterglockenklang.

Anna Mertens.

Jörg, der Knecht

Eine Ostergeschichte von Georg Ulrich

Jörg, der Knecht, sitzt am Wegrand und sieht in der Ferne die Leute zur Kirche gehen. Jörg, der Knecht? Nein, — so hieß es einmal; jetzt muß man wohl sagen: Jörg, der Landstreicher, — und es gibt Leute im Dorf, die an seinen Namen ein noch viel häßlicheres Wort anhängen! Ja, Jörg sitzt am Wegrand und sieht drüben auf der Straße, daran die wilden Kirschbäume stehen, die Leute zur Kirche gehen. Und hört die Glocken über den abendlichen Feldern läuten, die eigene Dorfglocke erst und dann, da diese schwieg, von weither die helle Glocke von Birkenwerder. Und denkt: Letzte Ostern bin ich mit den Leuten vom Lindenhof zur Kirche gegangen, mit dem Bauern und der Bäuerin und mit Martha, der jungen Magd. Und habe neben Martha in der Kirchenbank gesessen und habe mit ihr den Pfarrer predigen hören von Tod und Auferstehung.

Nun schweigt auch die Glocke von Birkenwerder, nun ist es ganz still über dem dämmernden Land, — und dann beginnt irgendwo eine Amsel zu schlagen. Vor einem Jahr hat die Amsel auch geschlagen, denkt der Landstreicher weiter, als Martha und ich auf dem Heimweg Hand in Hand am Bach saßen. Und dann gehen seine Gedanken den Weg, den sie seither hundertmal gegangen sind: An den Karsamstag abend erinnert er sich, an dem nach dem Kirchgang der Bauer stolz seine neue Uhr herumzeigt, — ein springendes Roß ist in den Deckel eingraviert und das gefällt dem Jörg so gut und er betrachtet es so lange, daß der Bauer schließlich lachend fragt: „Na, du willst wohl die Uhr gleich behalten?" Und erinnert sich an das Mittagessen des Ostersonntags, da der Bauer behäbig zurückgelehnt seine Uhr ziehen will — und sie nicht in der Tasche findet — und aufsteht und in die Schlafkammer suchen geht — und zurückkommt und fragt, mit seltsamer Stimme fragt: „Jörg, hast du vielleicht meine Uhr gesehen??" Hundertmal hat er das alles seither nacherleben müssen: Diese erste Frage — und Marthas erschrockener Blick — und das Suchen, Suchen und Nichtfinden — und Tuscheln — und mißtrauische Bemerkungen — und verwirrte Antworten — und Streit — und überall nur Ausflüchte und Achselzucken — und endlich: Schnaps, — Straßengraben ...

Drüben auf dem Kirschenweg gehen die Dörfler wieder nach Hause, — ein fremder Wanderer kommt pfeifend an Jörg vorüber und wirft ihm ein Geldstück zu.

Den Abend verbringt der Landstreicher in einer dunklen Ecke der Wirtsstube, die Nacht in einer Scheune.

Am nächsten Morgen, — es ist klar und sonnig und Lerchen trillern im blauen Himmel, — am nächsten Morgen streunt der Jörg zwischen den Höfen umher: Wege und Stege sind sauber gefegt, Laubzweige stecken an den Haustüren, in den noch lichten Obstgärten suchen die Kinder versteckte Ostereier. Der Jörg achtet seines Weges nicht, aber irgend etwas läßt ihn bald rechts, bald links ausbiegen und plötzlich steht er am Zaun des Lindenhofes! Aufschreckend duckte er sich zusammen und späht durch die Hecke. Da treten sie eben aus dem Hause: der Bauer — und die Bäuerin mit dem kleinen Klaus — und Martha, die Magd — und — der neue Knecht. Der spricht auf Martha ein, doch sie gibt nur kurze Antworten und schaut ernsthaft gerade vor sich hin. Und jetzt hat sie ihn, den Jörg, bemerkt und blickt nun unverwandt herüber und antwortet dem Knecht nicht mehr, so daß dieser mißmutig davonschlendert.

Der Bauer und die Bäuerin haben den kleinen, ungeduldig zappelnden Klaus unterdessen zum Strauchwerk des Gartens geführt: „Jetzt such, Klaus, bunte Eier hat der Osterhas versteckt!" Da stapft der kleine, rundliche Kerl davon, suchend durch das Gras hin — und bückt sich aufjauchzend: „Ein rotes Ei, Mutter!" „Sind vielleicht noch mehr da, — such weiter, Klaus!" Das Kind zwängt sich durch Zweigwerk, stolz lächelnd schauen Vater und Mutter zu. „Ein blaues Ei!", hören sie aus dem Gebüsch — und jetzt noch einen freudigen Ruf und lachend und die bunten Dinger in den dicken Händen haltend, stolpert, hastet das Kind zu den Eltern zurück. Und reicht ihnen das Gefundene hin — und erschrickt, weil sich der Vater plötzlich hart aufrichtet und stumm steht und das schöne rote Ei gar nicht ansehen will. Stumm steht der Bauer — und der Landstreicher hinter der Hecke sieht ihn sich langsam der Frau und der Magd zuwenden, — nun schreit die Magd auf, deutet herüber, — jetzt schauen sie alle drei herüber, — der Landstreicher duckt sich tiefer und will davonschleichen. Da reißt ihn ein Ruf zurück: „Jörg!" Und noch einmal, noch lauter, schreit Martha: „Jörg!" Nun winkt gar der Bauer, — sie wollen mir eine Morgensuppe schenken, weil Festtag ist! — denkt der Landstreicher beschämt und schiebt sich unsicher den Zaun entlang — und dann doch durch das kleine Türchen hinein.

Der Bauer tritt ihm entgegen: „Jörg", sagt er und schaut dabei zur Seite, „verzeih mir!" Und streckt ihm, dem Landstreicher, dem — Dieb wahrhaftig die Hand entgegen! Der Jörg schaut verlegen, hilflos herum, — da fällt sein Blick auf ein Ding, das der Bauer in der anderen Hand hält, — fällt sein Blick auf die Uhr mit dem springenden Roß! „Bauer ...?", stammelt der Jörg — und der andere versucht ein entschuldigendes Lächeln: „Der Klaus hat sie eben beim Eiersuchen gefunden, — sie muß mir vor einem Jahr aus der Tasche gefallen sein, — ins Gestrüpp, — wie ich damals die Ostereier versteckt hab' ..." „Bauer ...", stammelt der Jörg wieder und dann, dem sich nähernden Mädchen entgegen: „Martha ..."

Da beginnen die Osterglocken zu läuten, die tiefe Dorfglocke und von weither die helle, hohe Glocke von Birkenwerder. „Zeit zum Kirchgang ist's", mahnt die Bäuerin. „Du kommst doch wieder mit uns, Jörg?" Der Knecht hat Tränen in den Augen vor Glück, Tränen in den Augen vor Scham: „Zur Kirche? In dem zerrissenen Zeug?" „Du ziehst meinen Abendmahlsrock an", entscheidet der Bauer, „und du und Martha, ihr sitzt in der Kirchenbank zwischen der Bäuerin und mir!"

Dazu kann Jörg, der Knecht, nur stumm nicken — und glücklich und schweigend geht er dann auch mit Martha den Kirschenweg entlang. Leichte Frühlingswölkchen ziehen über sie weg, Glockentöne schwingen über die jungen Felder hin, — die tiefe Dorfglocke und die helle Glocke von Birkenwerder.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Osterkirchgang im Elztal Expreß=Bildmaterndienst

Im Osterlicht

Von Wilhelm Orb

Ein Leuchten liegt auf Wald und Feld,
Auf Straßen und auf Wegen,
In Frühlingshoffen schwillt die Welt
Durch Gottes Ostersegen.

Von Au und Bergen weicht der Schnee,
Schon lachen grüne Streifen.
Aus müden Herzen weicht das Weh,
Und helle Blicke schweifen.

Die stillen Gassen sind belebt,
Schon tönen Amsellieder,
Der frohe Osterzauber webt
In allen Seelen wieder.

Froh gläubig wächst die Zuversicht
An Aufersteh'n und Leben:
Läßt uns im Licht, im Osterlicht
Nach neuen Taten streben.

Osterfeuer am Harz

Von Professor Dr. Dr. Heinrich Sohnrey

An der Harzstätte, wo Hermann Löns sich des öfteren aufhielt und einige seiner schönsten Naturschilderungen schrieb, in Scharzfeld am Unterharz, verbrachte ich die jüngsten Osterfeiertage. Den Harzfrühling, den Löns im April hier erlebte und so köstlich beschrieb, fand ich aber in jenem April dort nicht. Die Buchenwälder standen kahl und still, und vom Lenz war bei der frostigen Witterung noch recht wenig zu merken. Eins aber erlebte ich, das Löns ganz entgangen zu sein scheint: eine Osterfeuerherrlichkeit, wie man ihresgleichen kaum an anderen Orten antrifft, obwohl gerade im Umkreise des Südwestharzes die Osterfeuer durchwegs noch in voller alter Pracht erhalten geblieben sind. So zählte ich vor einigen Jahren am ersten Osterabend von dem 600 Meter hohen Ravenskopf aus nicht weniger als 88 Osterfeuer. Diesmal wollte ich nun sozusagen vom Allgemeinen ins Besondere gehen und legte mich darum in Scharzfeld auf die Lauer, dessen schöner Osterfeuer=Ruf mich schon immer gereizt hatte.

In dem langgestreckten, 1600 Einwohner umfassenden Harzflecken, der durch den kleinen Bremlebach in Ober= und Unterdorf geteilt wird, haben sich sogar zwei große Osterfeuer erhalten, das eine für das Unterdorf, das andere für das Oberdorf. Ihre Träger sind zwei engbenachbarte, auffällig schroff über 300 Meter aufsteigende Bergkegel, der Ritterstein oder Steinberg mit der berühmten, tief in den Felsen gehauenen „Steinkirche" und unmittelbar daneben der fast gleich hohe Schulenberg, dessen Klippe nach den Scharzfelder Ueberlieferungen der Göttin Ostara gewidmet war, während man den Ritterstein für eine Wodan=Opferstätte hält. Die beiden seltsamen Bergbrüder scheinen geradezu nach den Osterfeuern zu rufen und haben sie wohl auch seit tausend und mehr Jahren getragen.

In jugendfrischem, regem Wetteifer bauen die Scharzfelder die österlichen Holzstöße auf. Natürlich möchte jedes Dorf möglichst das schönste Feuer haben. Die Gemeinde gibt ein erforderliches Stück Wald frei, und schon Wochen vor dem Feste beginnt die Jugend mit dem Holzhauen. Die Hauptarbeit und eigentliche Verantwortung für das Osterfeuer fällt wie überall den Konfirmanden zu. Aber die gesamte Schuljugend ist voll Eifers dabei, und wenn's einmal not tut, greifen auch wohl ältere Leute mit zu, oder es leiht der eine ein Pferd, der andere einen Wagen. Bis zu den Fünfjährigen herab sieht man in den letzten Tagen der Osterwoche, besonders natürlich am Ostersonnabend, die gesamte Knabenwelt mit Zweigen, Büschen und Stangen die beiden Berge hinaufkrabbeln und das gesammelte Holz um die Gipfel aufhäufen. Für die eigentliche Errichtung des Holzstoßes stellen sich gewöhnlich gern ein paar ältere Jungburschen ein, die schon mehrjährige Erfahrung haben, so daß der Schuljugend nur das Zureichen und Heranschleppen obliegt. Vier starke „Giffel" werden in die Erde gerammt, darüber dicke Querbalken gelegt, so daß unten ein Hohlraum bleibt, der zum Anzünden des Feuers mit Stroh ausgefüllt wird. In der Mitte errichtet man die „Osterstange", eine flaggenbaumartige hohe Tanne, und um sie im Kreise herum wird „gebaut", d. h. jeder Zweig und jede Stange nach den Regeln der Erfahrung so gesteckt, daß der endlich fertiggestellte Holzstoß, den man natürlich so hoch wie möglich zu bringen sucht, einer hohen, rundlichen Dieme gleicht. Früher pflanzte man eine Tanne oben auf, diesmal aber wehte am Wimpel der Osterstange die Fahne mit dem Hakenkreuz.

Giffel, Balken und Osterstange müssen ordnungsmäßig an die Gemeinde bezahlt werden, alles übrige Holz gilt als Freigabe. Das Geld wird von der Jugend im Dorfe gesammelt, und jedes Haus gibt gerne seinen Betrag dazu.

Aber kein Osterfeuer ohne die althergebrachten Holzfackeln! So viel Kinder — so viel Fackeln, könnte man sagen, denn auch Vierjährige und noch kleinere, diese an Mutters oder Vaters Hand, sieht man als Fackelträger. Schon im Herbste werden die Fackeln hergestellt, damit sie gehörig Zeit zum Austrocknen haben. Sie bestehen aus geschälten Tannenstangen von etwa 8 bis 10 Zentimeter Durchmesser, die bis auf einen längeren Stiel mehrfach gespalten werden. Mit Spänen und Stroh ausgefüllt, manchmal auch mit Petroleum getränkt und dann wieder straff zusammengebunden, werden sie im Backofen getrocknet und sorglich im Hause verwahrt, bis sie endlich ihre Bestimmung erfüllen können.

Als der Ostertag zur Neige ging, füllten sich bald alle Wege und Gassen, die nach den beiden Bergen führten, mit Menschen und Menschenkindern. Zwei Musikkapellen erhöhten die Stimmung mit ihrem Spiel.

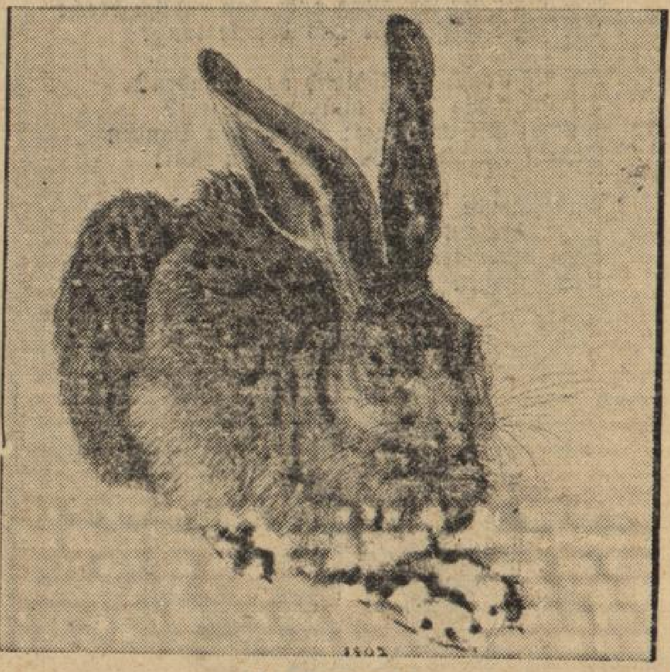
Man war ergriffen und erhoben, denn vor unseren Augen entfaltete sich aus der Dunkelheit heraus ein wundervolles Bild. Beide Berge hinauf schlängelten sich die Züge der Fackelträger, flammende Kränze um sich schlagend. Die jungen und jüngsten Jahrgänge aber, denen die Berge in der Dunkelheit zu gewagt waren, schwangen ihre Fackeln auf dem großen, weiträumigen Schulhofe unterhalb der Berge, und der ganze weite Hof ebenso wie die Berge und teilweise auch die Straßen ähnelten einem wallenden Flammenmeer. Dicke Rauchwolken wälzten sich von den beiden Bergfeuern in die Nacht hinaus, so daß man meinen konnte, vor heftigen Vulkanausbrüchen zu stehen. Bis dann die reinen Flammen ihren Feuerglanz über Berg und Tal breiteten.

In den Kriegsjahren, als behördlicherseits ohne wenig Nachdenken gegen die Osterfeuer geeifert wurde, stellt sich an einem Ostersonnabend heraus, daß nur das Oberdorf einen Holzstoß aufgebaut hatte, der Steinberg aber leer geblieben war. Darüber erwachte „Hans Sachs" in Scharzfeld und schrieb das „Klagelied des Steinberges":

„Oh, wie einsam und verlassen
Soll ich stehn am Osterfest!
Ach, ich kann es gar nicht fassen,
Daß die Jugend mich verläßt!"

Und so folgten, unbekümmert um die Regeln der Dichtkunst, noch eine ganze Anzahl von Versen. Das Gedicht erschien am Ostersonnabend in der Zeitung und schlug in seiner rührenden Einfalt in aller Herzen ein. Bald war das ganze Dorf auf den Beinen; jung und alt fand sich einmütig zusammen in dem Gedanken, das arge Versäumnis trotz der Kürze der Zeit noch wieder wett zu machen. Man ging dann auch sofort ans Werk, die Alten hauten das Holz im Gemeindewalde, und die Jungen schleppten es unermüdlich den Berg hinauf, — bis tief in die Nacht hinein und wieder vom frühesten Ostermorgen ab. Und als der Osterabend kam, brauchte der Steinberg nicht mehr zu klagen.

Der jetzt achtzigjährige Dichter des Liedes, Schuhmacher Apel, bestätigte mir mit strahlendem Gesicht den schönen Erfolg seiner Verse. Es wäre überhaupt sein erstes gewesen, seither hätte er noch viele andere gemacht, aber mit keinem wieder einen solchen Erfolg erzielt.



Der Osterhase
wie Albrecht Dürer (1471—1528) ihn sah

Lustige Geschichten um das Osterei

Von Paula Kaldewey.

Osterfest und Ei sind aufs engste miteinander verbunden, aber auch in anderen Zeiten des Jahres wird das letztere als Nahrungsmittel von den meisten Menschen sehr geschätzt. Diese Behauptung dürfte kaum bestritten werden. Um so verwunderlicher ist es, daß Dichter und Schriftsteller mit Vorliebe das Ei als Objekt wählen, wenn sie dem Humor die Zügel schießen lassen wollen. Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Hühnerei und Humor konnte allerdings bis heute noch nicht festgestellt werden.

Der Freund der winzigen Menschenkinder, der Verfasser von „Max und Moritz", Wilhelm Busch, wußte sehr wohl, daß er gerade mit dem Ei die Herzen der kleinen Leutchen sehr schnell gewann. Deshalb heißt es in seinem „Epos":

„Mancher gibt sich viele Müh'
Mit dem lieben Federvieh.
Einesteils der Eier wegen,
Welche diese Vögel legen..."

Dann kommt der erste Streich der bösen Buben, durch den der Tod des Hahnes und der Hennen verursacht wird:

„Jedes legt noch schnell ein Ei,
Und dann kommt der Tod herbei".

In seiner Dichtung: „Der Geburtstag oder die Partikularisten" widmet Wilhelm Busch im vierten Kapitel dem Ei wieder liebevolle Aufmerksamkeit. Hier lauten die Anfangsverse:

„Das weiß ein jeder, wer's auch sei
Gesund und stärkend ist das Ei. —
Nicht nur in allerlei Gebäck,
Wo es bescheiden im Versteck;
Nicht nur in Saucen ist's beliebt,
Weil es denselben Rundung gibt;
Nicht eben dieserhalben nur —
Nein, auch in leiblicher Statur.
Gerechtermaßen abgesotten,
Zu Pellkartoffeln, Butterbrotten,
Erregt dasselbe fast bei allen
Ein ungeteiltes Wohlgefallen:
Und jeder rückt den Stuhl herbei
Und spricht: Ich bitte um ein Ei!"

Es folgt nun die Handlung. Man will in dem kleinen Ländchen dem entthronten Fürsten eine Geburtstagsfreude bereiten und ihn durch eine Eiersendung überraschen. Die Beteiligung an der Spende ist groß, selbst der Geizhals Krischan Stinkel bleibt nicht zurück. Es kann ja auch niemand ahnen, daß er auf diese Weise seine — faulen Eier los werden möchte. Aber: es ist nichts so fein gesponnen, es kommt dennoch an die Sonnen! Die ganze Sendung verunglückt auf dem Transport und die Luft ist von fürchterlichen Düften erfüllt. Man streitet hin und her, wer wohl der Urheber dieser Verdrießlichkeit sein könnte.

„Hier schlich beiseite Krischan Stinkel
Und zwinkert mit dem Augenwinkel,
Und spricht zu seiner Frau Christine:
De fulen, Stine, dat sind mine!" —

Der Possendichter Kalisch läßt in seinem heute schon lange vom Spielplan abgesetzten Stück „Die Mottenburger" einen Mann auftreten, der ganz „auf Ei" eingestellt ist. Er kommt in ein Gasthaus, betrachtet die Speisekarte und trifft dann folgende Auswahl: Bouillon mit Ei, Rührei mit Schinken, Beefsteak mit Ei und Eierkuchen. Auf die Frage des Wirtes, was er zu trinken wünsche, gibt er die Antwort: „Eierpunsch". Worauf jener schmunzelnd entgegnet: „Ei, ei!" — Vielleicht war es der durchschlagende Erfolg dieser Posse, der die Autoren Emil Pohl und Heinrich Wilken veranlaßte, in dem von ihnen verfaßten Schwank: „Auf eigenen Füßen" an einer Stelle auf das beim Publikum so beliebte Ei zurückzugreifen. Zwei verbummelte Studenten, die endlich auf eigenen Füßen stehen sollen, eröffnen, um einer Erbschaft nicht verlustig zu gehen, eine Gastwirtschaft. Allein die erwarteten Gäste blieben aus und kurz entschlossen verzehren die beiden Wartenden alles, was Küche und Keller an guten Dingen bergen. Nur ein paar Eier sind noch übrig geblieben. Da kommt endlich einmal ein Gast und bestellt ein junges Huhn. „Wie jung soll es denn sein?", fragt der eine Besitzer. „So jung wie möglich." „Na, dann nehmen Sie doch lieber ein Ei!" —

Wie sich denken läßt, hat der „Humor rund um das Ei" auch den „Kindermund" zu Hilfe genommen. Begleitet da eine Fünfjährige Mutti auf den Markt, wo diese Eier für das Osterfest einkaufen will. Und als sie sieht, wie das Marktkörbchen mit dem Gewünschten gefüllt ist, fragt sie wißbegierig: „Nicht wahr, Mutti, das erzählt man doch nur den Kindern, daß die Hühner Eier legen?" — Ein andermal erkundigt sich ein kleiner Junge bei seiner Erzieherin: „Weshalb legen die Osterhasen Eier?" Sie konnte ihm keine Antwort geben.

Die „Zungenfertigkeit" des Berliners übt sich natürlich gern am Ei. Als jemand vom Ei des Kolumbus spricht, tönt es durch den Raum: „Legt denn der alte Mann immer noch Eier?" Fordert man einen mit Spreewasser Getauften auf, verschiedene Eierarten zu nennen, kann man mit Sicherheit damit rechnen, folgende Antwort zu bekommen: „Es gibt drei Sorten von Eiern, harte Eier, weiche Eier und Eier Wohlgeboren."

Eine Ostersitte, die seit Hunderten von Jahren in der sächsischen Stadt Bautzen geübt wird, nämlich von dem jenseits der Spree gelegenen Poritschenberg am Ostermorgen ganz wie im Schlaraffenland eßbare Dinge hinabrollen zu lassen, hat der Dichter Kurt Arnold Findeisen in nachstehende lustige Verse gekleidet:

„Hoch vom Poritschen kommt's gekollert
Guckt nur, wie das Gackei rollert
Kuchen, Bretzeln hinterdrein
Kreuzweis über Stab und Stein,
Patsch — und in die Spree hinein!"

Junge Nation

Kampfblatt der Hitlerjugend

Durlach, 20. April 1935

Bemerkungen zu einem Aufsatz in der „Germania“:

Bewährte Jugend

Von der Bewährung hört man wenig reden. Und das hat seinen tieferen Grund: Die sich bewähren, sprechen nicht gern davon, weil sie nach dem Grundsatz handeln, daß die Tat — und jede Bewährung äußert sich immer nur in der Tat — stumm ist. Und die sich nicht bewähren, haben eigentlich keinen Grund, die Frage nach der Bewährung zu stellen, wennschon sie gelegentlich pharisäerhaft mit ihr spielen und sie immer noch gern — als Alibi gewissermaßen — vor den anderen, den Bewährten, in die Diskussion werfen.

So ist auch über das Thema „Bewährte Jugend“ noch wenig geschrieben worden. Daß es sich aber lohnt, es zu behandeln, und daß es interessante Vergleichsmöglichkeiten zuläßt, zeigt ein Artikel in der Beilage „Aussprache der Jugend“ der „Germania“ (Nr. 104). Unter der Überschrift „Von der Bewährung — Fortwirkende Haltung zur Treue“ finden wir Sätze, die teils unseren Widerspruch, teils unseren Beifall, immer aber unser großes Interesse erfordern.

Zunächst dürfte es für jeden Deutschen feststehen, daß es im großen gesehen nur eine Bewährung gibt: Die Bewährung gegenüber dem Volksganzen. Diese Bewährung aber kann unserer Ansicht nach sich nie zeigen in einer, wie wir lesen, „wesentlich passiven Haltung“. Selbst wenn ein einzelner oder eine Anzahl sich zu bewähren haben, in einer Verteidigungslage, darf das Bewähren nicht bloß „Bewahren eines Besitzes, an dessen absoluten Wert man glaubt“, sein. Denn wäre es das, so wäre es immer nur ein bloßes Beharren bei einem einmal gegebenen Zustand, ein Beharren, sei es aus Überzeugung, sei es aus Bequemlichkeit. Wirkliches Bewähren zeigt sich, wie wir schon oben sagten, in der Tat, in dem aktiven Einsatz. Und in dem Wort „Bewähren“ liegt es bereits, daß eine Bewährung nicht zum Ausdruck kommt durch einmalige Tat, durch einmaligen Einsatz, sondern daß sie immer nur durch fortwährende ununterbrochene Tat, durch fortwährenden ununterbrochenen Einsatz gekennzeichnet ist.

Daß, wie es in dem Artikel heißt, „Bewährung die Reife des Alters voraussetzt“, ist eine Behauptung, deren Unhaltbarkeit schon lange durch Tatsachen dargetan ist. Denn prüfen wir die Bewährung gegenüber dem Volkstum, so läßt sich als Beispiel sagen, daß zu einer Zeit, da manche älteren Leute etwa dem Zentrum der schwarz-roten Weimarer Koalition angehörten und so durchaus keine Bewährung zeigten, daß zu einer solchen Zeit bereits viele der Jungen in der nationalsozialistischen Bewegung standen und sich immer wieder in der Tat bewährten. In diesem Fall also waren es die älteren Zentrümler, die „die Gefährlichkeit und Fragwürdigkeit vieler Dinge nicht erkannten“. Für sie gilt auch die Behauptung: „Für billigen Preis biedert sich mitunter eine Scheinwelt verlockender Ideale an, die alle übrigen Geistesmächte in schiefer Beurteilung sieht, wissentlich falsche Unterschiede sieht, und trennende Phraseologien aufstellt. Die Haltung des Jungen, der sich ehrlich müht, geht darum geradeswegs auf den Kern der Sache zu, wo ihm die Wahrheit zu liegen scheint.“ Das stimmt: Die Jungen z. B., die früher in zentrümlich-konfessionellen Bünden standen, ließen sich auf die Dauer nicht von dieser Scheinwelt einfangen, die, um nochmals zu zitieren, „alle übrigen Geistesmächte in schiefer Beurteilung sieht“ und den Nationalsozialismus vielleicht als teuflische Institution bezeichnen zu müssen glaubte. Die Jungen „gingen auf den Kern der Sache, sahen, wo die Wahrheit liegt“, und kamen — zur Hitler-Jugend. Sie kamen zur Hitler-Jugend, wie ja auch heute immer noch aus katholisch-konfessionellen Jugendbünden Jungen zur HJ. stoßen — erst vor 14 Tagen meldete wieder das Gebiet Ruhr-Niederrhein den Übertritt von 5900 jungen Kameraden in die HJ. Auch diese Jungen haben sich bewährt. Sie haben sich bewährt ihrem Volk gegenüber dadurch, daß sie von kleinlicher Sonderbündelei abließen und den Weg ihrer Pflicht gingen. Sie hätten sich niemals bewährt, wenn sie in müdem Verharren geblieben wären, wo sie einst waren.

Die Hitler-Jugend selbst ist groß geworden in einer Zeit harten Kampfes. Sie hat sich bewährt im Dienst am Volk gegenüber einem Ansturm unzähliger Mächte. Und sie will sich auch heute immer und immer wieder bewähren im Dienst an der Nation. Sie weiß, daß „jedesmal, wenn die Bewährung gefordert wird, sie von der Unerbittlichkeit der Entscheidung begleitet ist“. Ihr Name aber gibt die Gewähr dafür, daß diese Entscheidung immer nur heißen kann: „Für Deutschland“.

Die „Germania“ sagt: „Der heutige Staat braucht im Interesse seiner eigenen Verwirklichung in der Volksgemeinschaft Menschen, die sich bewähren, die — mit anderen Worten — zuverlässig sind.“ Darin hat die „Germania“ recht. Und sie wird auch uns zustimmen, wenn wir sagen, daß alle Jungen, die zuverlässig sind, zu der bewährten Jugend, zur Hitler-Jugend, gehören müssen.

Kurt Fervers.

Welttreffen der HJ.:

Das Deutschlandlager 1935

Die reichsdeutsche Jugend im Ausland blickt mit Sehnsucht in die Heimat, wo ihre Kameraden in der großen Gemeinschaft der deutschen Jugend ihren Dienst tun und am Aufbau der Nation mithelfen dürfen. Die vielen Tausend Jungen und Mädel, die in allen Teilen der Erde leben, hören von Deutschland nur durch den Rundfunk über die Kurzwellensender. Und die Sehnsucht, einmal die Heimat wirklich zu erleben, ist in ihnen.

In langwieriger Arbeit ist es der Abteilung Ausland der Reichsjugendführung gelungen, diese reichsdeutschen Jungen und Mädel in den **Auslandsgruppen reichsdeutscher Jugend** zusammenzufassen. Der Verlust wertvollen deutschen Blutes wurde damit verhindert. **In diesem Jahr soll nun ein Teil der Jungen, die meisten zum erstenmal, Deutschland sehen.** Ein lange gehegter Plan wird verwirklicht.

In der Zeit vom 28. Juli bis zum 12. August wird das erste Welttreffen der Hitler-Jugend stattfinden. In dem **Deutschlandlager der HJ.**, das unter persönlicher Leitung von **Obergebietsführer Nabersberg** stehen wird, werden rund 1500 auslandsdeutsche Hitler-Jungen und eine gleiche Anzahl reichsdeutscher Kameraden, die aus allen Gebieten der HJ. stammen, ihre Ferien verbringen und durch dieses Erlebnis in die Volksgemeinschaft hineinwachsen.

Als geeigneter Lagerort wurde die **Umgebung der Führerschule Kuhlmühle bei Rheinsberg** gefunden, die durch Lage und Bodenbeschaffenheit wie auch durch die Nähe eines größeren Sees für das Lager besonders in Betracht kam. Ausschlaggebend für die Wahl von Kuhlmühle war dann vor allem auch die Nähe der Reichshauptstadt.

In **über 400 Zelten** werden die Jungen — immer in kleinen Gemeinschaften von 8 bis 10 Mann — untergebracht werden. Bereits heute sind Teile der Lagerleitung in Kuhlmühle mit der Ausmessung des Geländes beschäftigt, und vom 2. Mai ab wird eine Abteilung des Arbeitsdienstes mit den notwendigen Erdbewegungen beginnen.

Die im Hochlandlager 1934 gesammelten Erfahrungen werden stark ausgewertet werden. So wird das Deutschlandlager unter dauernder ärztlicher Überwachung stehen; für Sanitäts- und Lazarettzelte ist gesorgt. Eine Lichtanlage sowie eine Wasserleitung mit einwandfreiem Trinkwasser wird vorhanden sein und eine Postanstalt den Briefverkehr mit dem Lager regeln. Ein großes Tagungszelt bietet die Möglichkeit, auch bei schlechtem Wetter Feierstunden abzuhalten, in denen die Führer der Bewegung und des Staates zu Worte kommen werden.

Das Programm des Lagers ist reich und vielgestaltig. Den Teilnehmern soll in den wenigen Wochen, die sie im Reich verbringen, ein möglichst starker Eindruck von der Kraft des neuen Deutschland gegeben werden. So werden die Lagerteilnehmer an einer großen Veranstaltung der Berliner HJ. teilnehmen und am Reichsjugendführer vorbeimarschieren. Auf Fahrt und in Feierstunden am Feuer werden die Jungen die Allgewalt der Heimat fühlen. Ein großer Teil von ihnen wird auch das Leistungsabzeichen der HJ. erwerben und mit ihm in der Welt den Lebenswillen der neuen Jugend verkünden. Intensive Schulung, Besuche der Stätten deutscher Geschichte und deutschen Schaffens werden die übrige Zeit ausfüllen.

Das Erlebnis der völkischen Zusammengehörigkeit soll diese Jungen zu Pionieren formen, die in der Welt mit Stolz für ihr Deutschtum eintreten.

*

An die Spitze des vor kurzem gebildeten Ehrenausschusses für das Deutschlandlager der HJ. ist der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, getreten. Ferner gehören dem Ehrenausschuß an: Reichsaußenminister von Neurath, Reichsinnenminister Dr. Frick, Reichsverkehrsminister Frhr. von Eltz-Rübenach, Reichsernährungsminister Darré, Reichsluftfahrtminister General Göring, Reichspropagandaminister Dr. Goebbels, Reichskultusminister Rust, Reichsleiter Alfred Rosenberg, Reichsleiter Fiehler, Reichsstatthalter General Ritter von Epp, Reichsstatthalter Hildebrandt, Reichsstatthalter Kaufmann, Reichsstatthalter Loeper, Reichsstatthalter Dr. Meyer, Reichsstatthalter Murr, Reichsstatthalter Mutschmann, Reichsstatthalter Röver, Reichsstatthalter Sauckel, Reichsstatthalter Sprenger, Reichsstatthalter Wagner, der Leiter der Auslandsorganisation der NSDAP. Gauleiter Bohle, Gauleiter Kube, Amtsleiter Althaus, der geschäftsführende Präsident des deutschen Gemeindetages Dr. Jeserich, der Hauptamtsleiter der NSV. Hilgenfeldt, der regierende Bürgermeister von Hamburg Krogmann, Gouverneur Exzellenz Dr. Schnee, der Bundesleiter des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland Dr. Steinacher, Generalmajor Vogt. Der verstorbene Gauleiter Staatsminister Schemm hatte sich ebenfalls bereit erklärt, in den Ehrenausschuß einzutreten.

Die Mitglieder des Ehrenausschusses haben den Gedanken des Welttreffens der HJ. freudig begrüßt und dem Deutschlandlager jede nur mögliche Unterstützung zugesagt.

Der Landdienst ruft das junge Deutschland

Das Soziale Amt der Reichsjugendführung erläßt folgenden Aufruf an die deutsche Jugend:

„Wir rufen Dich, deutsche Jugend! Hilf mit am Aufbau eines unabhängigen Deutschland! Einen jeden von Euch Jungen brauchen wir. Die Erzeugungsschlacht muß geschlagen werden! Dazu brauchen wir Euren Willen, Eure Hände und Eure Kraft. Um die Nahrungsfreiheit unseres Vaterlandes zu erringen, rufen wir Euch! Von April bis Dezember könnt Ihr helfen! Diese Zeit wird, trotzdem Ihr fern der Heimat seid, die schönste Eures Lebens sein. **Landdienst ist Dienst am Volk!**

Niemals darf wieder ein Ausländer den deutschen Boden bearbeiten. Euer Einsatz erfolgt auf Gütern in Gruppengemeinschaften von 10 bis 30 Mann. Das Leben in diesen Gruppen ist militärisch. Kameradschaft ist Grundbedingung. Einfachheit, Sauberkeit und frohe Zufriedenheit sollen Euch leiten. Euer Körper wird durch die Landarbeit gestählt. Durch die Pflege des bäuerlichen Brauchtums gewinnt Ihr Einblick in das schöne Dorfleben. Durch Euch soll die Brücke geschlagen werden zwischen Stadt und Land.

Die Landesteile, in denen Euer Einsatz erfolgt, sind Nord-, Ost- und Mitteldeutschland.

Die Unterkunft ist ein schlichtes, nettes Heim. Die Verpflegung ist kräftig und reichlich. Die Entlöhnung ist volltariflich nach dem Landarbeitertarif. Der monatliche Verdienst ist RM. 30,— bis RM. 40,— und richtet sich nach Alter und Leistung.

Anmelden kann sich jeder deutsche Junge zwischen dem 16. und 25. Lebensjahre. Für jeden Jungen, der bewiesen hat, daß er ein ganzer Kerl ist, besteht die Möglichkeit, im Winter eine Landdienstführerschule oder landwirtschaftliche Schule zu besuchen, um im nächsten Jahr als Unterführer oder als Führer eingesetzt zu werden. Weiter könnt Ihr Bauernschulen besuchen oder im Winter mit einer Spielschar durch das Land ziehen und so an der kulturellen Erneuerung unseres Volkslebens mitwirken.

Nach sechs Monaten bekommt Ihr den **Landhelferbrief.**

Anmeldungen sind zu richten an den Deutschen Landdienst der HJ., Reichsjugendführung, Soziales Amt/Agrarpolitisches Referat, Berlin NW 40, Kronprinzenufer 10.

Meldet Euch! Ihr dient damit unserem Führer und somit dem deutschen Volk!“

Nur jene .. / Von Gerhard Dabel

Nur jene in unsern Reihen
sind Kamerad,
die stumm ihr Letztes weihen
der Tat.

Nur jene in unserem Heere
nennt man Soldat,
die sterbend sich bekennen
zur Tat.

Stadtmädel auf Osterfahrt

Müde waren wir Mädel am Abend im Dorf angekommen und hatten uns nach dem anstrengenden Fahrtentag bald schlafen gelegt. Morgen, am Ostersonntag, wollten wir schon vor Sonnenaufgang aufstehen und hinausziehen, um das geweihte Osterwasser zu holen. „Wenn wir nur nicht die Zeit verschlafen“, das war unsere letzte Sorge gewesen, ehe wir einschliefen.

Seltsam still war es in der Frühe dieses ersten Ostertages, als wir schweigend hinausgingen auf die Dorfstraße. Noch regte es sich nirgends, nur hin und wieder klang das Klirren der Ketten aus dem Stall, wenn die Tiere sich im Schlaf bewegten.

Kein Wort durfte auf dem Wege zum **Osterwasserholen** gesprochen werden; schweigend mußte es geschehen, sollte nicht das Wasser seine besondere Kraft verlieren. Zuerst war es uns Stadtmädeln ein wenig zum Lachen gewesen, hatten wir doch noch niemals etwas Ähnliches erlebt. Dann aber, als wir vor das Haus traten, wurde es plötzlich anders. Fern im ziehenden Wiesennebel sahen wir die Umrisse eines Nachbardorfes ... Schweigend schritten wir auf dem schmalen Wiesenpfad zur Quelle. Je weiter wir gingen, desto seltsamer wurde uns zu Mut. Da war nichts mehr von der übermütigen Stimmung, in der wir am Abend noch von diesem Morgengang gesprochen hatten. Stumm gingen wir hintereinander. Jede trug in der einen Hand einen Krug, in der anderen frische Blumen, die wir gestern auf der Fahrt für diesen Gang gesammelt hatten.

Bald kamen wir an den Waldrand. Eingebettet unter Sträuchern und Gräsern sprudelte dort eine Quelle aus dem Erdboden hervor und nahm in schmaler Rinne den Weg in das Tal. Noch hatten wir die Quelle nicht erreicht, als sich plötzlich zehn Schritte vor uns eine graue Gestalt aufrichtete. Langsam hob sie die Hände über das Wasser und streute etwas hinein. Dann beugte sie sich noch einmal nieder, füllte den Krug an der Quelle und kam langsam auf uns zu. Es war eine alte Frau. Als wir an das Wasser kamen, lagen darin Blumen verstreut: Huflattich, Leberblümchen und Seidelbast, daneben, auf einem Stein, ein kleines rundes Brot.

Schweigend schauten wir auf Gretel, die als erste langsam und sinnend die Blumen in das klare Quellwasser streute und ihnen nachdenklich nachblickte, als das von Stein zu Stein hüpfende Wasser die kleinen Stengel forttrug. Da ließen auch wir die mitgebrachten Blumen langsam durch die Finger gleiten. Schweigend beugten wir uns danach nieder und füllten unsere Krüge mit dem kraftspendenden Osterwasser.

Vorsichtig schritten wir dann mit unserem Osterwasser den Wiesenpfad zurück. Am Ausgang des Dorfes trafen wir andere Mädel, die auch noch vor Sonnenaufgang zur Quelle eilten, um von dem Wasser zu schöpfen.

Als wir in das Haus traten, war der Bann gebrochen, nun bestürmten wir Gretel mit Fragen, was für eine Bewandtnis es mit dem Brot der alten Frau an der Quelle habe. „Es sah aus, wie ein Opfer“, meinte eine nachdenklich.

„Großvater hat es uns oft erzählt“, antwortete Gretel. „Da unten in der Erde, dort leben die Toten seit Jahren und Jahren und schauen zu uns herauf. Wenn wir an sie denken, wenn wir Brot und Blumen an die Quellen, die die Eingänge zu ihrem Reich sind, bringen, dann segnen sie uns und unser Land, machen es fruchtbar und reich.“ —

Oft mußten wir BdM.-Mädel an diesen Ostermorgen denken. Uns Stadtmädeln, die wir nur die Räume der Kontore und Fabriken kannten, war es zum Erlebnis geworden. Groß und klar sahen wir seit jenem Tag unsere Aufgabe, die wir Jungen von den Alten empfangen haben: Altes deutsches Brauchtum zu pflegen und es uns nicht durch Technik und Maschinen beiseite drängen zu lassen, denn unser Volk braucht diesen Reichtum, diese mythenschaffende Kraft.

Um die Heimat

von Herybert Menzel

Die Heimat muß so in uns wie um uns sein, dann kann sie uns nie verlorengehen. Erst das heißt: sie wahrhaft besitzen. Um das zu erreichen, müssen wir ihr uns hingeben mit aller Liebe.

Die Heimat lieben, heißt: ihr dienen. Wir dienen ihr am besten, indem wir von ihren Schöpferkräften in uns aufnehmen, soviel wir irgend können. Ihr Quellwasser laßt uns reinhalten und daraus trinken! Um ihr Erntebrot laßt uns arbeiten, das wird uns stark machen und frisch erhalten. In ihre Wiesen und Wälder laßt uns ziehen und den Geist gesundbaden in ihrem Wehen. Was wir dann schaffen werden, wird immer ihr zum besten dienen. Es kann gar nicht anders sein, wir haben sie ja in uns getrunken, nun muß sie aus uns wirken.

Die Heimat, die uns gebar, ist wie eine Mutter zu uns. Eine Mutter aber haben wir alle einmal nur, darum können wir auch jeder nur eine wahre Heimat haben. Wir können sie nicht vertauschen, nur verlieren. Wer seine Heimat verlor, ist wie ein Mensch, der seine Mutter verlor. Wer sie aber verleugnet oder gar verrät, der hat sich um sein kostbarstes Gut unwiderbringlich betrogen.

Zwar wie eine Mutter, verzeiht auch die Heimat immer wieder gern, aber wer einmal sie betrog, wird es sich selbst nie verzeihen können. Er wird Leid darum tragen, bis er vergeht. Wer sie auch nur beschimpfen läßt, ist ihrer nicht wert. Und jeder, der seine eigene Heimat liebt, wird ihn darum verachten.

Es ist wahr, wir können auch außerhalb der Heimat Großes leisten, aber geschah es nicht für sie, sondern nur um unser selbst willen, ist es das Höchste, das wir in und mit ihr hätten erreichen können, müssen und sollen, nie gewesen. Darum sollen wir in allem, was wir tun und wo auch immer wir es tun, der Heimat treu bleiben. Es wird uns zum Segen gereichen.

Parole für den Monat April: „Für Ehr und Wehr“

Verantwortlich für diese Seite Presse und Propaganda: W. Götz, Ettlingerstraße 15.

Romantik zieht ein

Zirkus Krone mit drei Sonderzügen eingetroffen. — Heute Abend Eröffnung.

Jubel und Freude bei den Kindern, nüchterne und sachliche Erwägungen bei den Alten, bei allen aber Staunen, immer wieder frohes Staunen: Der Zirkus ist da! Und was für ein Zirkus! Das größte reisende Schauunternehmen Europas, wie ein Spielzeug sagenhafter Riesenkinder verpackt auf drei langen Sonderzügen. In unzähligen Wagen, die nun Stunden über Stunden vom Bahnhof zum Zirkusplatz rollen, fein säuberlich zerlegt in seine einzelnen Teile. Wohnungen fleißiger Menschen auf Rädern, Wohnungen der seltsamsten Tiere in rollenden Käfigen, fahrende Garderoben, mobilisierte Materialdepots. Schwere Ostpreußen und Belgier, Maultiere aus Spanien und Mexiko und — eine Konzession an das Zeitalter der Technik — gewaltige Dieselmotoren, Lastwagen und Raupenschlepper befördern in endlosem Zug diesen gewaltigen Troß zu seinem Standort hin.

Ein seltsames Gemisch alter Zirkusromantik, modernster Maschinentechnik und solidester Handarbeit ist so ein Zirkusaufbau: Am Bahnhof an der Laderampe stehen **die Ungetüme der Elefanten und schieben mit mächtigen Schädeln die schweren Wagen von den Loren.** Bellende Schlepper nehmen sie in Empfang, rattern los mit ihnen zum Zirkusplatz hin, und hier wieder setzt ein Heer fleißiger Männer in kunstvoller menschlicher Arbeit aus Tausenden und Tausenden von Einzelteilen das Wunderwerk zusammen, das sich den größten Zirkus Europas nennt.

In rhythmischem Kommando erhbt sich langsam der erste der gewaltigen Masten gen Himmel, greift mit seinen Flaschenzügen den zweiten, als wollte er ihm wie ein treuer Kamerad hinaufhelfen in luftige Höhen. Und während man seinen Blick schweifen läßt in das Gewimmel hin- und hereilender Menschen da unten, da geht auch schon der dritte der Riesen hoch und der vierte. In gleichmäßigem Takt knallen die Hämmer starker Männer auf die Anker herunter, faustdicke Drahtseile verstreben das Gerippe des Hauptzeltes.

Und ringsum, soweit das Auge reicht, sprießen Zelte und Zeltchen gleich Pilzen aus dem Boden. Die Ställe der 25 Elefanten, die Ställe der 250 Pferde, die Ställe der Kamele, der Zebras, Büffel, Bisons, Zebus, das Zelt der Krone-Feuerwehr, das Sanitätszelt, der Musikpavillon, das Zelt für die Requisiten und die Zelte der Handwerker.

So entsteht die Stadt. Aus schweren Wagen bauen sich die Gassen und Gäßchen dieser Gemeinschaft, die Heimat des Bundes der Völker und Tiere, der sich zum Ziel gesetzt hat, die Menschheit zu beglücken mit den Wundern aus fernen Ländern, die sonst nur wenigen Glücklichen erreichbar sind.

Seht, da geht das Hauptzelt hoch! Ein mächtiges Zelttuch, den Boden des Platzes weit überspannend, wölbt sich und wogt im Wind wie die Wellen des Meeres. Und jetzt steigt es an, als würde die Hülle eines überdimensionalen Ballons soeben mit Gas gefüllt. Klettert hinauf an dem Gerippe, an den Masten, hoch hinauf bis zu den Fahnen, die die bayerische Heimat Krones künden. Hunderte von Tauen und Stützen aller Größen geben ihm Form und Halt, spannen es weitausladend zur mächtigsten Zelthalle, die je in Europa gebaut wurde.

Sechs Stunden nur dauert diese ganze Riesenarbeit. In nur sechs Stunden bauen sich die Zirkusleute ihr Heim, ihre Stadt, ihre Welt. In sechs Stunden schaffen sie ihren 600 Tieren das Lager, in sechs Stunden errichten sie uns eine märchenhafte Welt, in der wir alle wieder auf Stunden jung und froh werden wie die Kinder all, die da mit fiebernden Augen und glühenden Wangen die Riesenstadt der Wagen und Zelte bestaunen.

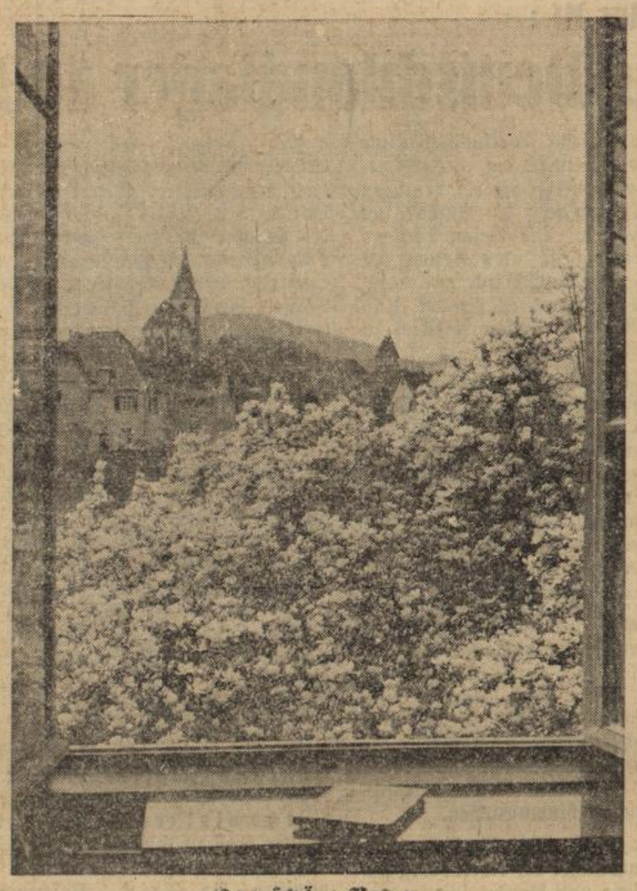
Und dann rücken die Tiere an. Feurig tänzelnd die endlose Reihe der Pferde, die Schecken, die Falben, die Braunen. Und von den Jubelrufen der Kinder gefolgt die struppigen Ponys. Gewichtig, als seien sie sich der Würde durchaus bewußt, die ihnen ihre riesigen Hörner verleihen, schreiten die mächtigen Stiere aus der campagna toscana einher. In gezähmter Kraft hinter ihnen die wuchtigen Büffel, hauchzart fast dagegen die silbrig-weißen indischen Zwergrinder, die Zebus, die Gnus, die wilden Yaks, die Zebras und Zebroiden, die Lamas und die herrlichen sibirischen Trampeltiere, die mexikanischen Ziegen und die weißen Esel — als sammle ein zweiter Vater Noah noch einmal die Fauna der weiten Welt um sich.

Und jetzt — ein ganzes Gebirge mächtiger, grauer Elefantenleiber wankt heran. Zehn, zwanzig, **25 Riesen aus Indien, Ceylon und Sumatra** tragen auf säulenartigen Mammutbeinen ihre unförmigen Leiber durch die Straßen. Erdrückend der Anblick. So mag Hannibal einhergezogen sein, als er zum Kampf mit Rom die Alpen überquerte. So mag der Räuber Dschingis-Khan auf Beute ausgezogen sein. So mag ein sagenhafter indischer Nabob zur Tigerjagd in den Dschungel ziehen. Da streift einen plötzlich der verwitterte Rüssel eines dieser Kolosse und schnuppert unwahrscheinlich zart an der Aktenmappe, die man bei sich trägt. Man zuckt zurück, man schreit erschreckt auf, und der Riese zwinkert verständnislos mit den kleinen Augen und trottet fürbaß.

Welch ein Reichtum wandert da durch unsere Straßen. Und Wagen über Wagen fuhren bereits vorüber mit Hunderten von Raubtieren aller Art, mit weißen und braunen Bären, mit Krokodilen und Schlangen, mit Nilpferden und Straußen, mit Adlern, Flamingos und Pelikanen, mit seltenen Ameisenbären und der lustigen Welt der Affen. Seien wir uns ganz bewußt klar darüber: **Wir haben zur Zeit hier einen Zoologischen Garten,** um den uns manche Großstadt beneiden dürfte. Wenige Tage nur — leider. Aber diese Zeit wollen wir weidlich benutzen und lustwandeln in unseres Herrgotts Tierreich. Denn wann wieder wird ein Wanderer kommen, der uns die Ausbeute eines ganzen Menschenlebens so freigiebig und in solcher Fülle zeigen wird.

Heute Abend um 8 Uhr startet Krones sensationelles Programm. Wir werden Tiere tanzen sehen, werden beklommen dem Zug der fliegenden Menschen durch die Zirkuskuppel folgen. Männer streicheln Raubtiere, Seelöwen spielen mit Bällen, riesige Elefantenherden schreiten auf den Hinterbeinen durch den Sand. Das Leben der ungarischen Pußta wird vor unseren Augen zur Wirklichkeit, wie die wilden Schluchten des Kaukasus und die einsamen Steppen aus unseren Wildwest-Erinnerungen. Ist es nicht wie im Paradies, als man noch nichts kannte von den Tücken des Schicksals und dem Kampf der Kreaturen untereinander?

Weithin ruft die glitzernde Lichterfront des Zirkus Krone ihr „Hereinspaziert" ins Land.



Das schöne Baden

Das Murgtalstädtchen Gernsbach zur Zeit der Magnolienblüte.
DNB.-Bildmaterndienst.

Rundfunk

Programm des Reichssenders Stuttgart

Oster-Sonntag, 21. April:

6.35 Aus Hamburg. Hafenkonzert
8.15 Zeitangabe. Wetterbericht
8.20 Aus Frankfurt: Osterkonzert
8.45 Aus Frankfurt: Choralblasen
9.00 Aus Frankfurt: Katholische Morgenfeier
10.30 Aus Frankfurt: Deutsches Schatzkästlein
11.00 Aus Frankfurt: Chorgesang
11.30 Aus Stuttgart: Mittagskonzert
13.00 Aus Frankfurt: Ein Volk erzählt
13.15 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
14.00 Aus Frankfurt: Kinderstunde: Eine Osterüberraschung
15.00 Aus Frankfurt: „Aus Singspiel und Operette von gestern und heute"
16.00 Aus Kassel: Nachmittagskonzert
18.00 Aus Frankfurt: Jugendfunk: „Vom Eise befreit..."
18.30 Aus Frankfurt: Heitere Musik
19.00 Aus Frankfurt: Das Apostelspiel
19.50 Sportbericht
20.00 Aus Frankfurt: Opern-Festkonzert
22.00 Aus Frankfurt: Nachrichtendienst
22.20 Aus Frankfurt: Volksmusik
22.45 Aus Frankfurt: Der Sportspiegel des Sonntags
23.00 Aus Frankfurt: Tanzmusik
1.00 Funkstille.

Wochentags regelmäßig wiederkehrendes Programm:

6.00 Bauernfunk und Wetterbericht
6.10 Choral — Morgenspruch
6.15 Nach Frankfurt: Gymnastik I (Glucker)
6.30 Zeitangabe. Wetterbericht
6.35 Gymnastik II (Glucker)
7.00 Frühkonzert
8.15 Nach Frankfurt: Gymnastik (Glucker)
8.35 Frauenfunk
8.50 Wetterbericht, Wasserstandsmeldungen
9.00 Sendepause
10.00 Nachrichten
11.15 Funkwerbungskonzert der Reichspostreklame
11.45 Wetterbericht und Bauernfunk
13.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetterbericht
14.15 Sendepause
20.00 Nachrichtendienst
22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht

Oster-Montag, 27. April:

6.35 Aus Hamburg: Hafenkonzert
8.15 Zeitangabe. Wetterbericht
8.20 Nach Frankfurt: Gymnastik (Glucker)
8.40 Nach Frankfurt. Bauer, hör zu!
9.00 Nach Frankfurt: Evangelische Morgenfeier
9.45 Nach Frankfurt: Morgenkonzert
10.45 Nach Frankfurt: Deutsches Volk — Deutsches Erbe
11.30 Eine Ostertantate
12.00 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
13.00 Nach Frankfurt: Kleines Kapitel der Zeit
13.15 Nach Frankfurt: „Sonniges Leben — Sonniges Land.."
14.00 Nach Frankfurt: Kinderstunde: Wie die 7 Schwaben den Osterhasen fangen wollten
14.30 Nach Frankfurt: „Lustige Osterreise"
15.30 Nach Frankfurt: Das Plätzchen an der Sonne
16.00 Nach Frankfurt. Nachmittagskonzert
18.00 Nach Frankfurt: „Frühlingsfahrt"
18.30 Nach Frankfurt: „Es lenzt bereits bedenklich.."
19.00 Aus Köln: Kunterbunte Spielerei
19.30 „Großer Preis von Monaco"
20.00 Nach Frankfurt: Liselott. Singspiel
22.30 Aus München: Nachtmusik
24.00 Nach Frankfurt: Nachtkonzert.

Dienstag, 23. April:

10.15 Zum Schulanfang: Heitere Bilder
10.45 Aus Karlsruhe: Der junge Händel
12.00 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
13.15 Aus Frankfurt. Mittagskonzert
14.45 Aus Karlsruhe: Werke für zwei Klaviere zu acht Händen
15.15 Blumenstunde
15.45 Tierstunde
16.00 Aus Hamburg: Nachmittagskonzert
18.00 Französischer Sprachunterricht
18.15 Kurzgespräch
18.30 „... von Liebe, Leid und Freud"
19.45 Heitere Moralpauke!
20.15 Aus Frankfurt: Stunde der Nation
20.45 Aus Frankfurt: Mit Johann Strauß auf Konzertreisen
22.40 Aus München: Schwabinger Klänge
23.40 „Freut Euch des Lebens"
24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Mittwoch, 24. April:

10.15 Badische Städte: „Mannheim"
10.45 Aus Stuttgart: „Tänze des deutschen Rokoko"
11.00 Holländische Komponisten
12.00 Nach Frankfurt: Unterhaltungskonzert
13.15 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
15.00 Kurzschriftsport für die Jugend
15.15 Fritz und Hans fliegen auf den Mars
16.00 Aus Königsberg: Nachmittagskonzert
18.00 Lernt morsen!
18.15 Kurzgespräch
18.30 Tänze der Nationen
19.00 Nach Frankfurt: „Dauerwelle Rokoko"
20.15 Aus Köln: Stunde der jungen Nation
20.45 Aus Frankfurt: Ueber die Entstehung und Erstaufführung der „Aida"
20.55 Aida.

An Fürstengräbern am Oberrhein

Zum Scherzheimer Broncearmringfund.

hd. **Scherzheim** (bei Kehl), 15. April. Im vergangenen Jahr brachten die Ausgrabungen von Diersheim (bei Kehl) überraschende Kunde von früheren Germanen am Oberrhein, die um Christi Geburt an die Pforten der römischen Provinz pochen. Ein neuer, Ende Februar 1935 gemachter Fund von Scherzheim, der von einem dortigen Landwirt im Gewann „Dumpfental" am „Schäferbuckel" gemacht wurde, bringt ein altes Thema zu neuem Klingen. Es handelt sich um den Fund zweier schöner Broncearmringe mit hübscher Verzierung und dicken Endknöpfen. Sie gehörten ohne Zweifel in ein Frauengrab der frühen Hallstattzeit und lassen mit Begründung auf ein fürstliches Grab schließen, wie wir ähnliche in Kappel am Rhein, Hügelsheim, Söllingen (bei Rastatt) und Dühren bei Sinzheim vorfinden. Das Grab von Hügelsheim liegt im Trisloch (thesaurus'-Schatz), also Schatzloch! Seine Grabkammer aus Holz war in einen mächtigen Hügel gebettet. Streitwagen, Roß, Waffen und Goldschmuckbilder das Inventar der Kammer. Aehnlich lagen die Verhältnisse bei den anderen Hügelgräbern, die, wie z. B. das auf dem Kreuzbühl bei Villingen 118 m im Durchmesser und 8 m Höhe besaßen.

Fürstl. Bronzeschmuck der Hallstattzeit.

1. Armring von Scherzheim, Amt Kehl.
2. Hügelsheim, Amt Rastatt.

Wen bergen diese großen Hügel? Das Volk erzählt sich überall vom Sarg des gewalttätigen Hunnenfürsten Attila, der aus Gold verfertigt und unermeßliche Schätze in sich bergen soll. Diese Sage hat das Volk als Erbe des vorchristlichen Fürsten bis in unsere Tage lebendig erhalten. Wohl wird man keinen Attila finden, sondern wir haben es hier mit heidnischen Stammesfürsten illyrischer Herkunft zu tun, deren Reichtum aus den ausgedehnten Handelsbeziehungen längs des Rheins ebenso wie aus denen von Westen nach Osten herrührt. Die Zeit ihrer Herrschaft ist wohl um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends am Erlöschen, da neue Eroberer, und zwar Kelten, in ihre Wohnsitze eindringen.

Lest Eure Heimatzeitung das „Durlacher Tageblatt"

und Bilda, die Stute, werden nach der Stadt hinab gebracht in dieser Zeit, um beschlagen zu werden. Versprechen Sie mir eines, gnädiges Fräulein: Was Ihnen der Zufall in diesen paar Tagen zu Ohren bringen könnte über mich, behalten Sie den Glauben, daß ich ein lautrer Mann bin."

„Das will ich gerne tun", versprach sie leichthin, wenn auch mit einem Lächeln der Verwunderung.

„Nehmen Sie meine Bitte sehr ernst", drang er in sie, als er ihre lachenden Augen sah.

„Aber das tue ich ja", versicherte sie arglos. „Doch, Sie verreisen? Das tut mir leid."

„Weil Sie mit dem Reiten aussetzen müssen? Weil Sie Lanzo entbehren werden?"

„Nein — weil ich — weil — —"

Sie verstummte, als sie entdeckte, daß sein Gesicht ganz den Ausdruck eines Menschen angenommen hatte, der voll Begier auf etwas Liebes lauscht.

„Darf ich Ihr weil ergänzen?" sagte er mit unterdrückter Stimme

Sie nickte und sah den Funken Freude in seinen redlichen, klar blickenden Augen.

Drei, vier Sekunden — der schweigende Forst rings — das leise Rieseln im Laub der alten Buche — das liebliche Geschwätz einer Tannenmeise — Geraun des Sommerwindes — stumm den Blick ineinander gebannt . . . so hielten die beiden Menschen im Schatten des riesigen Baumes.

Dela fand sich zur Wirklichkeit zurück aus diesem Waldmärchen. Mit einem leisen Aufschrei der Lust stieß sie Lanzo den Sporn in die Flanke. Sie warf sich weit vor auf den Hals des erschrocken angaloppierenden Pferdes und jagte zwischen zwei Birkenzeilen entlang, hinter sich das dumpfe Aufvoltern der Hufe der Stute und das tiefe glückselige Lachen der Männerstimme.

* * *

Am Abend arbeitete Oberst Rademar an seinem Schreibtisch. Er stellte die Liste der tagsüber gemachten Werbebesuche auf. Dela saß auf dem altertümlichen, neben dem Schreibtisch stehenden Rivssofa, mit einer Näherei beschäftigt. Zufrieden aufseufzend, lehnte der alte Soldat sich in seinen Stuhl zurück und rieb mit der einzig ihm verbliebenen Hand die Stirn. Dann ließ er sie im Schoße ruhen.

„Achtzehn Familien habe ich heute abgeklappt", rechnete er „Dabei sieben Bestellungen erzielt. Das macht in den zwölf Tagen meiner Tätigkeit nun schon einundvierzig Bestellungen. Ich denke, mein Brotherr wird mit mir zufrieden sein. Denn wahrscheinlich sind doch auch ein paar schriftliche Bestellungen aus meinem Arbeitsgebiet eingelaufen."

„Strengt dich denn das viele Gehen nicht an, Vater?" erkundigte sich Dela besorgt.

„Im Gegenteil", lobte er. „Das Marschieren bekommt mir glänzend. Ich fühle mich als ein ganz anderer Mensch, seitdem ich nicht mehr im Hause sitze und über traurige Erinnerungen Appell abhalte, um dann Trübsal zu blasen. — Es geht nichts über Bewegung in freier Luft", trug er nach.

„Ich werde nun ein paar Tage nicht reiten können", erinnerte sie sich dadurch. „Herr Vehlow verreist."

Ein paar Minuten saß der Oberst nachdenklich da. Er kaute auf seinem Schnurrbart und warf ab und zu einen Blick nach seinem Kinde, als besinne er sich, um etwas Unerfreuliches möglichst mundgerecht vorbringen zu können. Endlich nahm er das Wort:

„Du könntest diese Gelegenheit eigentlich benützen, um von jetzt an Verzicht zu leisten auf die Gefälligkeit dieses Herrn Vehlow. Sieh mal, Kind, der Besitzer der Gäule könnte doch davon erfahren. Wer weiß, was für Unannehmlichkeiten der Stallmeister dann hat. Vor allem aber, daß wir dann in die Lage kommen, uns bei jemand bedanken zu müssen, dem gegenüber uns solch eine Pflicht gar nicht angenehm wäre. Es ist eigentlich merkwürdig, daß ich erst heute an diese mögliche Unbequemlichkeit denke. Ich hätte dir die Ritte schon längst verbieten sollen."

Dela errötete über und über. Richtig: daß der Besitzer mit den Ritten einverstanden wäre, das hatte sie dem Vater noch nicht zu beichten gewagt. Sie nahm sich vor, diese Sachlage noch heute einzugestehen

Inzwischen sprach der Oberst weiter: „Ich meine damit nicht, du solltest auf das Reiten verzichten. Eine Reitkarte im Monat kann ich dir schon stiften, so wie wir jetzt dastehen. Freilich, ein abgekleppverter Leihgaul wird dir nicht zusagen nach dem flotten Lanzo. Na, wir wollen's uns überlegen — Wenn der Vehlow zurück ist, muß ich übrigens doch mal nach dem Stall hinauf gehen und dem Mann auch meinen schuldigen Dank abstatten. Bei dieser Gelegenheit kann ich ihm ja meine — das heißt: unsere Meinung darlegen. Ist er wirklich ein so tadelloser Mensch, wie du immer erzählst? Oder entstammt deine Begeisterung für ihn vielmehr der Tatsache, daß er dir Reiterfreuden ermöglichte?"

„Er ist ein Mann, Vater. Im vornehmsten Sinne des Wortes. Man muß ihn liebhaben."

Viele Pulsschläge lang las der alte Herr in dem heißen Antlitz, das sich tiefer über die Näharbeit geneigt hatte. Es war seltsam still in der Stube.

„Höre, Dela . . . ich will doch nicht hoffen . . ."

Die Worte kamen langsam und schwer über die Lippen des Oberst Rademar. Er verstummte, als er sein Mädchen zittern sah. Dann erhob er sich brüsk und schritt eine Weile schweigend auf und ab. Die alten Dielen unter dem verschossenen und abgetretenen Teppich knarrten. Die Uhr an der Wand tickte schwer, wie ein mühsam schlagendes Herz. Aus dem Elbtal herauf zogen Windstöße, Vorboten eines Gewitters, die mit den teilweise zerfallenen und gelockerten Dachziegeln des alten Häuschens klapperten.

Endlich blieb der Oberst vor Adele stehen.

„Du liebst diesen Vehlow?" fragte er hart.

Ruhig gestand sie: „Ich habe es heute plötzlich erkannt, als er mir sagte, wir würden ein paar Tage einander nicht sehen, nicht zusammen reiten."

„Ich lobe dich, daß du nicht nach Ausflüchten suchst", anerkannte der Oberst. „Aber ich wundere mich doch. Vehlow mag ein ehrenwerter und untadeliger Mensch sein, er mag über den besten Kern verfügen. Aber wir wissen nicht das geringste über ihn. Bevor du die Sache so ernst nimmst, daß es zu spät wird, muß ich dir untersagen —"

Sie erhob sich mit einer abwehrenden Geste: „Es ist bereits zu spät, Vater. Ich habe mich heute verraten."

„Dann bewahre der Himmel dich vor Herzensnot", murmelte der Oberst und verließ mit harten Schritten die Stube.

Das drohende Gewitter draußen war näher gezogen. Die Natur rüstete sich zum Aufruhr. Der heulende Sturm raste um den Giebel des alten Häuschens. Er polterte mit brutalen Fäusten an dem schadhaften Dach, als packe ihn die Vernichtungswut angesichts dieses kränkelnden Zeugen aus einer Vergangenheit, die war und nie mehr sein konnte.

* * *

In gedrückter Stimmung begann Oberst Rademar anderntags seine Besuchstour. Eben stand er vor einer Villa. Ein geschmackvolles Namensschild am Eingang fiel ihm auf: M. Chapiro. Es war ihm, als hätte er diesen Namen in irgend einem auffälligen Zusammenhang schon einmal vernommen, ihn gelesen, ihn rühmen hören. Na, einerlei, dachte er, versuchen kannst du's ja mal. Er drückte auf den weißen Knopf der Klingel.

„Ist die Dame des Hauses zugegen, mein Kind?" erkundigte er sich freundlich, als das Dienstmädchen öffnete.

„Gewiß, die Gnädige ist zuhause", lautete die Antwort. Das Mädchen öffnete die Tür zu einem niedlich eingerichteten Empfangsraum. Als Oberst Rademar in die Helle des kleinen Gemaches trat, stutzte er: die ihm gegenüber befindliche Wand war bedeckt mit Lichtbildern . . . Aufnahmen einer wunderschön gewachsenen Frau in verschiedenen Tanzstellungen. Es gab gar keinen Zweifel, das war die Hausherrin selbst . . .

In der Betrachtung der Bilder wurde er durch den Eintritt der Dame des Hauses unterbrochen. Der Oberst wandte sich rasch um und brachte verlegen hervor: „Verzeihung, meine Gnädige, — ich muß meinen Irrtum bekennen — ich — eh — ich dachte . . ."

Die Chapiro ergötzte sich: „Sie staunen über meine Bilder, Herr Oberst. Nun, es ist mein Beruf, mich so bewundern zu lassen. Ich bin Revue-Tänzerin, Künstlerin, und hatte guten Grund zu der Annahme, Sie wären darauf vorbereitet. Ich wüßte sonst nicht, wie ich mir Ihren Besuch erklären soll."

Oberst Rademar betrachtete die schöne Person. Sie sah entzückend aus in ihrem hochgeschlossenen, langärmeligen Kleide aus amethystfarbenem Samt, das von einem wie zufällig um die Hüfte geschlungenen Geflecht aus topasgelber Seide zusammengehalten wurde.

„Wie Sie sich meinen Besuch erklären sollen?" wiederholte er zögernd. „Meine Dame, es ist ein reiner Geschäftsbesuch . . ."

(Fortsetzung folgt am Samstag, den 27. April)

Roman-Blatt

Beilage zum Durlacher Tageblatt

HERZENSNOT

VON ROBERT FUCHS-LISKA

3

Als Oberst Rademar die Ruhe wiedergewonnen hatte, öffnete er die Tür und rief in den dunklen Flur: „Lene, sofort antreten!"

Dann nahm er im Schreibtischstuhl Platz und kramte den Brief hervor, mit hungrigen Augen die Zeilen überfliegend. Sie lauteten ja so vielversprechend.

Die alte Dienerin kam und guckte traurig aus dick verheulten Augen.

Sie tat ihm herzlich leid und so bat er: „Nun sei nicht lange bös, Alte. Ich nehme die Kränkung zurück. Es ist vielleicht besser, wenn ich über die Sache wenigstens mit einem Menschen spreche. Sie lastet auf mir seit drei Tagen. Das mit der Stellungsuche ist nämlich wahr, Lene."

„Herr Oberscht!" stammelte die Alte entgeistert und erfreut zugleich.

„Also hör mal den Brief", unterbrach der alte Herr und las vor:

„Hochgeehrter Herr Oberst!

Von den unzähligen, auf unser Inserat eingelaufenen Offerten gefällt uns Ihr Angebot am besten. Wir bekennen uns daher mit dem verbindlichen Ausdruck besonderer Freude zum Empfang Ihrer geschätzten Zeilen. Was wir hauptsächlich benötigen, das ist eine gesetzte, würdevolle Persönlichkeit, die ein neues und nicht billiges Erzeugnis unserer Firma bei gutsituierten Familien vornehm zu propagieren versteht. Die gutbezahlte Stellung erfordert daher nichts weiter als gesellschaftliche, überzeugte Umgangsformen, Takt, einen Namen oder einen Titel, deren Träger niemand abzuweisen wagt, wenn der Hausfrau oder dem Hausherrn die Besuchskarte übergeben wird. Die Wahrung eines Inkognito wäre also von vornweg auszuschließen. Es ist dann weiter nichts zu tun, als geschmackvolle Geschäftsprospekte auszuhändigen. Wir bitten Sie, uns zwecks einer Aussprache mit Ihrem Besuche zu beehren und zeichnen —"

„Na, und so weiter", brach Oberst Rademar mit dem Vorlesen ab.

Lene faltete mit einem tiefen Aufatmen die hartgearbeiteten müden Hände.

„Herr Oberscht", rief die Alte mit glückleuchtenden Augen, „nu, da werden Sie doch hingehen. Tun Sie's, Herr Oberscht. Ich weiß, es wird Ihnen hart ankommen, aber der Mann schreibt ja so liebenswürdig. Tun Sie's unserm Delachen zuliebe Was soll aus dem Mädchen werden, wenn Sie mal sterben!"

„Ich hoffe noch recht lang am Leben zu bleiben", sagte der Oberst erschrocken. Er deutete erst auf seinen leeren linken Aermel, dann auf das Bildnis seiner toten Frau: „Habe ich soviel überstanden, werde ich auch noch mehr überstehen. Um Delas willen. — Jetzt 'raus, Lene", befahl der alte Herr vergnügt. „Ich will den Antwortbrief schreiben, den ich nachher in den Kasten werfe, wenn ich meine Tochter am Parkhotel abhole."

„Schreiben Sie nur recht liebenswürdig, Herr Oberscht", ermahnte die treuherzige Alte. „Herr Oberscht können manchmal so fürchterlich grob sein."

Oberst Rademar konnte lachen. Ein befreiendes Lachen seit langen Monaten.

* * *

Als Dela mit einem neuen Partner die Tanzfläche betrat, gewahrte sie, daß die Baronin draußen geradewegs auf Vehlow zuschritt, daß er ihr die Hand küßte, und daß die beiden dann die Treppe hinabgingen.

Im gleichen Moment erregte eine am Saaleingang erscheinende Dame die allgemeine Aufmerksamkeit

In einem Kleide, das aussah, wie aus flimmerndem, schmiegsamem Kupfer geschnitten, stand die auffallende Persönlichkeit da und ließ den dunkeln Blick der umschminkten Augen dreist suchend über die Menschen im Saal gleiten. Das rassige Antlitz war zweifelsohne schön, umrahmt von einer Fülle kurz getragener, dabei stark gelockerter Haare, über deren tiefem Kastanienbraun die Deckenbeleuchtung des Saales goldenen Widerschein aufzauberte.

Auch Delas Tänzer zählte zu den Neugierigen, die der Dame nachstarrten, als diese weiterschritt. „Da sieh' mal an", sagte er, mehr zu sich selbst, „dem Kommerzienrat Leuenberg gilt das Stelldichein der Chapiro. Wie sich die Künstlerin graziös hindurchschlängelt"

Wirklich hatte Leuenberg sich von seinem einsamen Tischchen erhoben und kam der Dame entgegen. —

Inzwischen war Frau Meebold aus der Vorhalle zurückgekehrt und kam gerade an den Tisch, als der Walzer zu Ende war. „Ich hoffe, Sie haben einen guten Tänzer gehabt", sprach sie zu Dela. „Eben hatte ich eine interessante Begegnung. Ich sprach mit einem Herrn, der einmal bei einem Quadrillereiten mein Partner war — und da stellte sich heraus, daß auch Sie in ähnlicher Weise mit ihm bekannt wurden. Vehlow ist ein ausgezeichneter Reiter und nebenbei aus bester Bürgerfamilie. Man braucht sich des Umgangs mit ihm nicht zu schämen Sehen Sie, meine Mahnung hat schon gefruchtet. Er steht auf dem Sprunge, Sie zu holen."

Wirklich näherte sich Vehlow, kaum daß die Takte eines neuen Walzers aufklangen.

„Ich bin kein gewandter Tänzer, gnädiges Fräuleia", bat er um Nachsicht bereits während der ersten Schritte.

Dela antwortete nur durch ein liebliches Lächeln und einen flüchtigen Blick innerlichen Zufriedenseins. Er tanzte mit ihr — das Wie war nebensächlich. Redliche Augen hat er, dachte sie, und ein gutes Gesicht, wenn er auch kein schöner Mann ist, für einen Berufsreiter sogar zu groß und zu schwer. Dann gab sie sich dem Genusse hin, wie er sie mit zielsicheren Bewegungen, den rechten Arm fest um ihre Mitte gelegt, durch die drängenden Paare auf der übervollen Tanzfläche hindurch steuerte, sorgsam vorbeugend, daß sie nicht gestoßen wurde.

Plötzlich flammten zwei schwarze Augen in Delas Blick, als hätten sie absichtlich dieses Ziel gesucht. So stechend war dies dreiste Anstarren, daß das junge Mädchen den Kopf abwenden mußte.

Dennoch gewahrte Adele, wie die von Kommerzienrat Leuenberg geführte Dame die Hand hob und Vehlows Schulter leicht anpuffte.

„Tag, Egolf", scholl ihre Stimme schrill und hoch. „Begegnungen lassen sich nun mal nicht vermeiden. Hoffentlich amüsierst du dich trotzdem." Und mit einem Blick in das Gesicht der vollkommen verblüfften Dela fügte sie hinzu: „Niedlich — 'n bißchen zu jung — sonst kann man schon gratulieren."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

Behlow hatte sich nur eine Sekunde nach der Sprecherin hinter seinem Rücken umgesehen. Er erwiderte mit keiner Silbe auf die Vertraulichkeiten. Ein heimliches, staunendes Aufschauen zu seinem Gesicht belehrte Dela, daß seine Züge sich bis zur Leichenblässe verfärbt hatten. Er tanzte trotzdem gewissenhaft, mußte es aber so einzurichten, daß er und Dela stets der Künstlerin und dem Kommerzienrat fern blieben. Es kam wie ein befreites Aufseufzen von seinen Lippen, als die Musik endlich schwieg.

Während er Dela zum Tisch zurück geleitete, sagte er mit sonderbar bebender Stimme: „Gnädiges Fräulein, ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn die ein wenig freie Begrüßung der Dame vorhin Sie unangenehm berühren mußte. Sie war leider unvermeidlich, denn ich sah die Dame wirklich erst in dem Augenblick, als sie mich anredete. Sonst hätte ich dem aus dem Wege zu gehen gewußt."

Er machte einen so erregten und verzweifelten Eindruck, daß er ihr leid tat.

„Ich habe nichts zu verzeihen", versicherte sie mit einem Aufblick zu seinen verdüsterten Augen, indem sie tröstend die Hand auf seinen Arm legte.

„Sie sind so — so — gütig", murmelte er und berührte sacht ihre Finger: doch gleich darauf, wie erschreckend über eine Ungehörigkeit, zog er seine Hand zurück. „Wenn ich Sie aber nun um keinen Tanz mehr bitte, so ist das nur eine Rücksichtnahme. Ich möchte nicht, daß diese Frau in Ihrem Beisein abermals das Wort an mich richtet. Bitte, halten Sie mich nicht für feige, aber ich habe leider keine Macht, der Dame das Ansprechen zu verbieten."

„Es macht nichts, wirklich nicht", gab sie ihm mit süßem Trösten zurück. „Ich hätte ohnedies gleich gehen müssen, denn mein Vater liebt die Pünktlichkeit. Er will um elf Uhr am Hotel sein, mich heimzuholen. Sagen wir einander also gleich gute Nacht."

Er wußte nicht, wie fest er die kleine kühle Mädchenhand drückte, als er sich verabschiedete und seinen Gruß hinzufügte: „Und denken Sie nicht über diesen unschönen Abschluß des Abends nach. Man büßt oft bitter für einen Irrtum. Vielleicht finde ich den Mut zu einer Erklärung, wenn wir morgen Nachmittag zusammen reiten. Sie kommen doch?"

„Ganz bestimmt", versprach Dela. „Allerdings nur unter der Bedingung, daß Sie mir keinerlei Erklärungen zu geben suchen für den Vorfall, der mich zwar überraschte, doch nicht im mindesten aus dem Gleichgewicht brachte."

So schieden sie als gute Freunde.

Mittlerweile war auch Leuenberg mit seiner Gefährtin an sein Tischchen zurückgelangt. Die Chapiro stürzte ein Glas Sekt in die Kehle.

„Sie tanzen zum Erbarmen, Verehrtester", zankte sie.

„So gut wie ich kann", meinte der Kommerzienrat achselzuckend. „Es lag an Ihnen selbst, meine Gnädigste. Was gucken Sie sich immerzu nach anderen Menschen um? Dadurch bin ich aus dem Takt gekommen. Und — soll mir das sympathisch sein, wenn Sie einen Bekannten von mir in den Rücken puffen und ihn duzen."

Maud Chapiro lachte in ihrer ungenierten Art und meinte: „Soll ich vielleicht Sie sagen zu meinem Mann?"

„Zu wem?" dehnte Leuenberg mit weit aufgerissenen Augen.

„Zu meinem Mann", wiederholte die Tänzerin lauter.

„Sie sind Frau Behlow?" vergewisserte er sich entgeistert.

„Ich dachte, das wüßten Sie."

„Keine Ahnung", versicherte der Kommerzienrat. „Ich stehe zwar zu Herrn Behlow in geschäftlichen Beziehungen, aber ich hätte mir nicht träumen lassen, in der Künstlerin Chapiro die Frau meines Geschäftsfreundes zu finden."

Die Chapiro seufzte und berichtete: „Mein Herr Gemahl hat für meine Kunst keinen Sinn, geschweige denn Geld dafür übrig. Und außerdem — wir haben uns entzweit und leben getrennt."

* * *

Oberst Rademar verließ um drei Uhr mit Adele zusammen das Haus. Bis zur Nordgrundbrücke gingen sie miteinander. Hier wartete das Mädchen auf die Elektrische, um nach dem Stall im „Weißen Adler" hinauf zu fahren, während der Oberst den stadtwärts bestimmten Autobus gerade noch erwischte.

„Drücke die Daumen, Dela", rief er, während er einstieg. „Ich habe einen wichtigen Weg vor."

Der Autobus brummte von dannen. Dela winkte dem Vater nach. Sie war zufrieden, daß noch keine Straßenbahn in Sicht kam. So konnte sie, was der Vater nicht zu wissen brauchte, die Viertelstunde bis zum Stall zu Fuß gehen und das Fahrgeld sparen.

Zwanzig Minuten später stieg der alte Herr auf dem Altmarkt aus und betrat auf der rechten Seite des Platzes ein Gebäude. In dem weiten stillen Hausflur unterrichtete er sich durch die Firmentafel, nach welchem Stockwerk er hinauf mußte.

Wenig später sah Oberst Rademar sich einem kleinen Männchen gegenüber, der sich als Doktor Benthin vorstellte.

„Mein Teilhaber läßt sich entschuldigen wegen einer unaufschiebbaren Besprechung", begann dieser die Unterredung. „Er hat alles in meine Hände gelegt und es ist so gut, als wäre er dabei gewesen, wenn Sie und ich einig werden. Also wir — in diesem Falle die Firma gemeint — sind uns im klaren, daß wir Sie anstellen wollen, Herr Oberst."

„Ich bin selbstverständlich bereit, die gestellten Bedingungen zu erfüllen", bekundete der Oberst. „Ich tu's für mein einziges Kind."

„Ihr Töchterchen — ich verstehe", meinte Benthin, den bedrückt und gebeugt aussehenden alten Soldaten mitleidig betrachtend.

„Sie wissen . . .?" fuhr der Oberst auf.

Doktor Benthin sah plötzlich sehr verlegen aus, als hätte er sich verplappert.

„Oh", machte er eilig. „Man hat sich natürlich über Sie unterrichtet, Herr Oberst. Mein Teilhaber und ich schätzen Ihre Mitarbeit für unsere Zwecke auf einen Wert von monatlich dreihundert Mark Anfangsgehalt, bei Erfolgen steigend und bei gut einlaufenden Bestellungen sich durch Provision ganz von selbst fördernd."

„Dreihundert Mark?" brachte Oberst Rademar nach einem geradezu erschrockenen Staunen endlich hervor.

„Ist's zu wenig?" fragte Benthin, etwas kühler als noch eben aussehend.

„Zuviel, viel zu viel", rief der Oberst. „Das übersteigt ja alle meine Erwartungen. Dreihundert Mark . . . im Monat!"

Der Doktor lächelte verbindlich und verriet: „Es ist allerdings ein Ausnahmegehalt, Herr Oberst. Die persönlichen Wünsche meines Teilhabers waren entscheidend. Er ist — Menschenfreund."

„Wie schade, daß er nicht zugegen ist. Sehen Sie, werter Herr Doktor, dies Einkommen bedeutet für mich ein Vermögen, frei sein von den Sorgen, unter denen ich noch am meisten litt, wenn ich mein Kind ansah. Begreifen Sie nur: als der Zusammenbruch da war, der Umsturz kam, und als man mich Krüppel, der ich immer noch Heimatdienst versehen hatte, heim schickte, da ließ ich wie viele andere mich abfinden, um mit der ganzen Geschichte nichts mehr zu tun zu haben. Die Inflation kam — was ich besaß, zerstob wie eine Seifenblase."

Dr. Benthin fiel rasch ein: „Es ist das alte Lied von Tausenden, über die diese bittere Zeit hinweg stampfte, ohne zu fragen: Was warst du einst? — Na, Herr Oberst, wir sind doch daran, unser Vaterland neu aufzubauen und da wollen wir alle zusammenhelfen. Wenn Sie in unsere Dienste treten, also unser Mitarbeiter werden, so haben Sie ja das Dunkelste hinter sich und treten in einen Lichtschimmer, der Ihnen einen neuen Weg erhellt. Sie übernehmen eine ehrenhafte Pflicht. Sie besuchen gutgestellte Familien, lassen sich empfangen, sprechen ein paar verbindliche Worte und hinterlegen unsere Werbeschriften, die so künstlerisch ausgestattet sind, daß Sie sich ihrer nicht zu schämen haben. Sie senden uns täglich eine Liste der besuchten Anschriften ein. Das ist übrigens eine nun mal notwendige, selbst bei einem Ehrenmanne wie Sie wichtige Kontrolle, daß gearbeitet wird. Na, und — — ja, das wäre eigentlich alles. Sie brauchen nur im nötigsten Fall im Kontor zu erscheinen, denn den Bedarf an Werbeschriften senden wir Ihnen auf Wunsch ins Haus, ebenso wie Sie auch pünktlich vor Monatsersten Ihr Gehalt durch die Post empfangen. So, Herr Oberst, diese Bestimmungen hat sämtlich mein Teilhaber ausgearbeitet und ich habe nichts einzuwenden."

Der Oberst dachte ein paar Minuten nach, während Doktor Benthin zwei Papierblätter vor sich hinlegte, deren schriftlichen Inhalt er mit lautlos sich bewegenden Lippen im stillen überprüfte. Dann schob er seinem Besucher die Bögen zu:

„Wollen Sie, bitte, unterzeichnen, Herr Oberst. Meinerseits ist es schon geschehen. Es ist der Vertrag. Nur zwei Paragraphen. Einer nennt Ihre Pflichten, der andere die Gegenpflichten der Firma. Lesen Sie den Wortlaut durch, obwohl er nichts anderes enthält, als was unser Brief von neulich und was ich selbst Ihnen heute erhellte."

Oberst Rademar überflog die Maschinenschrift und griff dann nach der ihm von Dr. Benthin bereitgelegten Feder. Mit fester Hand setzte er in schweren steilen Schriftzügen seinen Namen auf die Blätter.

„Falls Sie Wünsche haben hinsichtlich einer Vorschußzahlung?" bemerkte der Doktor währenddem vorsichtig, um den alten Herrn nicht zu beschämen.

„Danke, nein", lehnte Rademar ab. „Erst will ich mich der Firma nützlich erweisen und mein Gehalt verdienen. — Aber, Herr Doktor, ich bin ganz gewaltig überrascht von all dem Entgegenkommen, das ich in der Sache finde."

Dr. Benthin lächelte ein wenig gezwungen und meinte: „Tja, Herr Oberst — es gibt mehr als genug Leute, die den wahren Wert der Volksgemeinschaft in sich aufgenommen haben: jeder hat die Pflicht, nicht nur sich selbst, sondern auch der Allgemeinheit zu dienen. Und dann, vergessen Sie nicht . . .. Sie wollen doch auch Ihrer Tochter, Ihrem einzigen Kinde, die Jugend erhalten." — —

Mit unsäglich leichtem Herzen fuhr der alte Herr heimwärts. Er übersann die Worte seines Brotgebers und gab dem Dr. Benthin recht: ehrenvoll war es gewesen, im Solde des Königs zu stehen — man konnte ein ehrenwerter Mann sein auch im Dienst für die Allgemeinheit.

* * *

Zwei wunderschöne Sommerwochen waren vergangen. Sie hatten für Adele Rademar ein ungetrübtes Glück bedeutet. Die täglichen Ausritte taten ihr gut. Die kräftige Bewegung stählte den jungen Körper, da es sich nicht um ein dahin schlenderndes Spazierreiten handelte, weil — wie Behlow es zeiterlich ausdrückte — der aus guter Schule hervorgegangene Lanzo gearbeitet sein wollte.

Behlow ließ es an Unterweisungen nicht fehlen. Immer aufs neue belehrte er seine Begleiterin, was eine leichte und doch dem Gaul den Willen des Reiters aufzwingende Zügelfaust sei — wie der Oberkörper niemals hinter der Bewegung des Pferdes zurückbleiben dürfe — wie Schenkelhülfen und Handführung stets in Einklang stehen müßten — kurz, hunderterlei.

Obwohl Dela wußte, daß sie keine schlechte Reiterin war, nahm sie doch alle diese Belehrungen freudigen Herzens an und wurde ihnen mit eifrigem Streben gerecht. So bemerkte sie bald, wie Lanzo sich nach und nach ganz anders unter ihr bewegte, und wie der Ritt bald aufhörte eine Anstrengung zu sein, um von da an zur Belebung der körperlichen Kräfte und damit zur Hebung des seelischen Wohlgefühles zu werden.

Sie fühlte eine tiefe Dankbarkeit für Behlow, dem sie bis zu gewisser Grenze, die das Standesgefühl ihr vorschrieb, die Rolle eines Wohltäters zuerteilte. Manchmal überlegte sie, ob er ihrem Gefühle nur väterlich nahestand, ob als unnachsichtiger zielbewußter Erzieher zu echtem Reitertum oder ob er gar als der Mann so tiefen Eindruck auf sie machte. Dann wieder glaubte sie zu entdecken, daß er ihr in allen drei Hinsichten wert geworden war. Und dann überlegte sie nicht mehr, sondern fühlte nur das Glück seiner Nähe, wenn sie neben ihm her ritt.

Die Einkehr im Gasthaus der Hofewiese unterblieb seit dem ersten Ausritt, obwohl der Weg über die Wiese selbst nicht gemieden wurde. Behlow hatte zwar behauptet, die Rast zu unterlassen, nur um den Pferden das Drängen nach dem Stall abzugewöhnen. Doch Dela konnte sich des Gedankens nicht erwehren, ein ganz anderer, wenn auch ihr verborgen bleibender Grund sei ausschlaggebend. Ein Vorkommnis heute schien das Dunkel zu lichten.

Die Hofewiese und ihre Gaststätte diente vielfach den Kavalkaden aus den Leihställen Dresdens und auch anderen Reitern als beliebtes Ziel. Während heute Adele neben Behlow in scharfem Galopp über die Wiese sprengte, gewahrte sie auf dem kleinen Grasplan unter den Linden beim Eingang zum Gehöft eine Anzahl gesattelter Pferde. Auch Behlow hatte sie bemerkt.

„Fest sitzen, falls Lanzo Geschichten macht!" rief er ihr zu, in halber Parade seine Stute stoppend, um scharf nach links abzubrechen und über die Wiese zurück zu jagen.

Wirklich hatte der Wallach, die nahen Gäule witternd, sich gegen den Rückweg zu wehren gesucht. Er bockte ein paar Sprünge und schüttelte seine Reiterin durch einen unerträglichen Kreuzgalopp, so daß Adele die Bügel verlor. Dann aber stürmte Lanzo tobend hinter der durch den kleinen Aufenthalt weit vorgeschossenen Stute drein.

Adele wurde von Unsicherheit gepackt, als sie die Bügel nicht mehr fühlte. Sie hielt sich an den Zügeln fest, verstärkte aber dadurch das Pullen Lanzos, der ein abermaliges Zurückgehaltenwerden durch die schmerzende Kandare nicht dulden wollte und wild mit dem Kopfe schüttelnd dahinbrauste.

Schon hatte sie einen Schrei auf den Lippen und fühlte zugleich den unwiderstehlichen Wunsch, sich von dem rasenden Tier herabfallen zu lassen. Doch Ehrgeiz und Scham bekamen die Oberhand. Sie ließ Lanzo die Zügel, preßte die Schenkel an, um Sitz zu gewinnen, und freute sich nun an dem stürmischen Ritt, bei dem der Wallach schwere Erdklumpen hinter sich schleuderte, im Handumdrehen die Stute Behlows überholte und sie weit zurückließ. Erst bei einem kleinen offenen Gattertor, das in den Wald hinaus führte, gelang es ihr, den Braunen zum Stehen zu bringen, nachdem sie mit Schrecken entdeckte, wie Lanzo das Hindernis der Hecke zu einem anderthalb Meter hohen Sprung anzog. Ein Sprung, der Tier und Reiterin zwischen eng beieinanderstehende Föhrenstämme schleudern mußte. Vielleicht in den Tod.

Als Behlow sie einholte, hatte er ein schneebleiches Gesicht und entfärbte, zitternde Lippen.

„Gott sei Dank!" stieß er mit jagendem Atem hervor.

Seine Augen waren schrecklich in dem Zorn, mit dem sie über den Wallach hin flammten. Seine Faust umkrampfte die Reitpeitsche, und nur die Rücksicht, daß Dela im Sattel saß, schien ihn abzuhalten, wenn er sich nicht mit wilden Hieben an Lanzo wagte.

„Züchtigen Sie doch den Satan!" verlangte er mit zusammengebissenen Zähnen.

„Es hätte jetzt keinen Zweck mehr", lehnte sie ab, während ihre Brust sich stürmisch hob und senkte nach der Anstrengung. „Er wüßte nicht mehr, warum es geschieht."

Kopfschüttelnd gestand Behlow: „Niemals habe ich mich mit solchem Entsetzen geängstigt, als bei diesem wilden Ritt. Mein Herz stand still, als ich glaubte, der Teufel würde über die Hecke gehen mit Ihnen. Es wäre alles aus gewesen, denn —"

Er unterbrach sich und deutete nach den nur wenig mehr als zwei Metern entfernten Kiefern hinter dem Buschwerk.

„Sie haben die Feuerprobe bestanden, gnädiges Fräulein", fügte er in plötzlich ganz sachlichem Tone hinzu. „Aber verzeihen Sie mir, daß ich der Schuldige bin."

„Macht nichts. Der Ritt war mir schon zur Freude geworden. Erst als Lanzo auf die Hecke losging, bekam ich Angst vor dem Sturz."

Sie hatte ihm die Hand gereicht, die er immer wieder drückte und drückte, als wolle er unausgesprochenes Glück bekunden.

Es kamen dann schmale, zwischen jungen Aufforstungen hin führende Reitwege, auf denen die Pferde hintereinander bleiben mußten. Erst nach einem steilen Abstiege in den Prießnitzgrund hinab ergab sich auf der breiten Fahrstraße wieder Gelegenheit zu einem Gespräch.

„Warum machten Sie eigentlich so unvermittelt Kehrt auf der Hofewiese?" sprach Dela das erste Wort seit einer halben Stunde ruhigen Reitens. „Es standen andere Pferde da. Wollten Sie eine Begegnung mit Reitern vermeiden?"

„Ich will es nicht leugnen", gab Behlow ohne weiteres zu.

„Aber Sie konnten die Reitgesellschaft doch gar nicht sehen."

„Dennoch", äußerte er kurz.

„Lieben Sie solches Zusammentreffen nicht?"

„Nein", sagte er einsilbig.

Dela überlegte diese zurückweisend klingenden Antworten, bevor sie äußerte: „Dachten Sie an die Dame von damals im Parkhotel, an diese — wie heißt sie doch — richtig: Chapiro?"

„Das nicht", antwortete er. „Obwohl — nun ja, diese Dame reitet allerdings auch. Aber bitte, nehmen Sie jetzt die Zügel auf, wir wollen wieder ein bißchen vorwärts reiten."

Er schien nicht gesonnen, weitere Auskunft zu geben. Eine Holzknüppelbrücke erst vorsichtig überquerend, sprengte er aus dem Tale der Prießnitz bergauf und blieb im Galopp, bis die von Autos belebte Radeberger Landstraße Einhalt gebot. Im Schritt ging es hinüber. Jenseits des Fahrdammes parierte er unter einer hohen alten Buche. Wie in einem plötzlichen Entschluß warf er sein Pferd auf den Hanken herum und hielt nun Adele gegenüber.

„Gnädiges Fräulein, der Zufall ist ein böser Ratgeber", begann er ganz unvermittelt. „Ich muß auf ein paar Tage verreisen, und wir können nicht zusammen reiten. Lanzo